

Cam.

10

ln

NEUE PRINCIPIEN

DER

POLITISCHEN OEKONOMIE

VON

MORITZ KONRAD BESSER.



BERLIN.

VERLAG VON STILKE & VAN MUYDEN

21 UNTER DEN LINDEN.

1868.

Comm. 10 ln

NEUE PRINCIPIEN
DER
POLITISCHEN OEKONOMIE

VON

1. 25

MORITZ KONRAD BESSER.



BERLIN.

VERLAG VON STILKE & VAN MUYDEN

21 UNTER DEN LINDEN.

1868.

Wb/64/1128

+

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wenn man bedenkt, mit welcher Theilnahme die verschiedensten Fragen der politischen Oekonomie in unsern Tagen erörtert und ihrer Lösung entgegengeführt werden, so kann man nicht umhin, es zu beklagen, dass die Bearbeitung der Principien unsrer Wissenschaft nicht an dem allgemeinen Fortschritt Theil genommen, und mehr als billig hinter den Anforderungen der Kritik zurückgeblieben ist. Es ist öfters, und noch neuerlich von H. C. Carey, bemerkt worden, dass kaum zwei Autoren zu finden sind, die in ihrer Auffassung des Nationalreichthums, des Werthes, der Production oder des Kapitals auch nur einigermaßen übereinstimmen, und es lässt sich nicht leugnen, dass dieser Aeusserung etwas Wahres zu Grunde liegt. Denn die Ansichten über die Bedeutung dieser Begriffe gehen in der That weit auseinander. Um so nöthiger scheint es unter diesen Umständen, Wege zur Verständigung aufzusuchen,

und ich darf daher wohl auf die Nachsicht der Leser rechnen, wenn ich mich zu diesem Behufe in den folgenden Blättern etwas eingehender mit den allgemeinen Principien der Volkswirthschaft beschäftige.

Man pflegt die politische Oekonomie gewöhnlich als eine leichte und allgemein verständliche Wissenschaft zu betrachten, und besonders glaubt ein jeder das Recht zu haben, über ihre allgemeinen Lehren ein bestimmtes Urtheil abzugeben. Diese Ansicht herrscht nicht blos im grösseren Publikum, sondern auch unter den Freunden der Wissenschaft, und die Ursache davon muss wohl in dem Umstande gesucht werden, dass es viele der angesehensten Autoren verstanden haben, die Lehren der politischen Oekonomie in populärer Form und mit besonderer Klarheit darzustellen. Vor Allen ist es Jean Baptiste Say gewesen, der sich durch die bequeme systematische Anordnung und durch die ungemessene Fasslichkeit seines Vortrags ausgezeichnet und dadurch so wesentlich zur Entwicklung der Nationalökonomie beigetragen hat. Auch Heinrich Storch, Charles Dunoyer, John Stuart Mill, Frédéric Bastiat und manche andere besitzen, neben ihren sonstigen Verdiensten, den Vorzug eines fesselnden und verständlichen Vortrags, und haben dadurch vielleicht zu dem Glauben Anlass gegeben, dass der Gegenstand, den sie behandeln, keine ernsten Schwierigkeiten darbiete. Da die meisten dieser Autoren sich begnügt haben,

das herrschende System zu adoptiren, und die bekannten Lehren Adam Smith's ohne wesentliche Neuerungen in populärer Form vorzutragen, so ist dadurch überdies die Meinung entstanden, dass die politische Oekonomie mit diesem System ihre Vollendung erreicht habe, und keiner wesentlichen Verbesserung mehr fähig sei.

Man darf sich unter diesen Umständen nicht wundern, wenn man vielfach sogar unter den Oekonomisten der Ansicht begegnet, dass der gesunde Menschenverstand genüge, um sich auf dem Gebiete der Nationalökonomie zurecht zu finden. Mit grosser Offenheit hat sich M. Walras in der Vorrede zu seiner bekannten „Théorie de la richesse“ über diesen Gegenstand ausgesprochen. Er behauptet geradezu, „die Wissenschaft sei nichts weiter, als der gesunde Menschenverstand“, und erklärt sodann, „er werde sich glücklich schätzen, dasjenige deutlich und mit grösserer Bestimmtheit auszusprechen, was alle Welt wisse, und was alle Welt glaube.“ Man kann dem gesunden Menschenverstande und der Stimme des Publikums keine glänzendere Rolle anweisen, als es hier von einem intelligenten Beurtheiler geschehen ist. Nur fragt es sich, was zuletzt aus der Wissenschaft werden soll, wenn die Meinung des Publikums eben so hoch geschätzt wird, wie das Urtheil der Sachverständigen?

Die Ansicht, von der ich hier spreche, ist keine vereinzelte. Die berühmtesten Autoren haben nicht angestan-

den, der gesunden Vernunft und dem Sprachgebrauch auf diesem Gebiete eine gewisse Autorität zuzuschreiben. Ich erwähne, um ein Beispiel anzuführen, die Bemerkungen über den Begriff des Nationalreichthums, womit John Stuart Mill seine „Principien der politischen Oekonomie“ eröffnet. „Alle Menschen“, sagt dieser ausgezeichnete Schriftsteller, „haben eine für gewöhnliche Zwecke ziemlich richtige Idee von dem, was man unter dem Reichthum zu verstehen hat. Jeder weiss, dass reich sein etwas anderes ist, als gebildet, tapfer oder human sein, und dass die Frage, wie ein Volk sich bereichern könne, von der Frage, wie es frei oder tugendhaft, wie es in der Literatur oder Kunst, in der Politik oder im Kriegswesen tüchtig werden könne, ausserordentlich verschieden ist.“ Diese Worte müssen an der Spitze einer Wissenschaft, die sich mit dem Nationalreichthum beschäftigt, einige Verwunderung erregen. Denn wenn auch jeder in der Regel zu wissen glaubt, was er unter dem Reichthum zu verstehen hat, so heisst dies doch nur so viel, dass er davon eine Worterklärung geben kann. Doch was würde man, wenn die Vergleichung erlaubt ist, von einem Chemiker denken, der die Analyse der Luft mit der Erklärung beginnen wollte, dass jeder eine für gewöhnliche Zwecke ziemlich richtige Vorstellung von der Luft besitze, da ein jeder wisse, dass die Luft etwas anderes ist, als das Licht, das feste Land oder das Wasser?

Auch Adam Smith hatte bei der Behandlung allgemeiner Fragen die Gewohnheit, auf den Sprachgebrauch und die Meinung des Publikums mehr, als nöthig gewesen wäre, Rücksicht zu nehmen. Es lassen sich dafür manche Belege anführen. Ich erinnere nur an die vielbesprochene Unterscheidung zwischen dem sogenannten Gebrauchswerth und Tauschwerth der Dinge, die er an die Spitze seiner „Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums“ gestellt hat, und die von seinen Anhängern so häufig als die eigentliche Grundlage der politischen Oekonomie betrachtet worden ist. Der gewöhnliche Sprachgebrauch macht freilich zwischen dem Gebrauchswerth und Tauschwerth, oder zwischen dem Nutzen und dem Preis der Dinge, einen Unterschied, und weist auf eine Menge Fälle hin, wo die nützlichsten Dinge von ihm als werthlos, oder die kostbarsten Gegenstände als unnütz bezeichnet werden. Doch diese Beispiele können wenig für die angeführte Unterscheidung beweisen, da sie von der Erfahrung nicht bestätigt werden. Der Verkehr unter den Gewerbetreibenden unterscheidet diese Werthe nicht. Geld und Waare sind in den Augen derer, die sie umtauschen, von gleichem Werthe und von gleichem Nutzen, sonst würde kein Umtausch unter ihnen stattfinden. Doch wir begnügen uns mit dieser Andeutung, da wir in der Folge noch öfter Veranlassung haben werden, auf den Gegenstand zurück zu kommen.

Die Vorstellung von einem doppelten Werth der Dinge hat nicht wenig dazu beigetragen, die Ansichten der Oekonomisten über die Natur des Nationalreichthums irre zu leiten. Adam Smith hatte es unentschieden gelassen, ob der Nationalreichthum die ganze Güterwelt, oder nur diejenigen Güter umfasse, die einen Tauschwerth haben. Der berühmte Autor war also über den Gegenstand der Nationalökonomie einigermassen im Unklaren, und man darf sich nicht wundern, dass dadurch auch seine Anhänger irre geführt und zu manchen Widersprüchen verleitet wurden. Selbst der scharfsinnige Say ist von solchen Widersprüchen nicht frei, und wurde deshalb von David Ricardo, wie bekannt ist, lebhaft angegriffen.

Doch die Irrthümer, die aus diesem Princip entsprangen, sollten noch an Umfang zunehmen. Von der Voraussetzung ausgehend, dass Alles, was einen Nutzen oder wenigstens einen Tauschwerth habe, zum Nationalreichthum gerechnet werden müsse, gelangte Heinrich Storch zu der Lehre von den immateriellen oder moralischen Gütern und später zu der Theorie von den Diensten. Seine Gedanken sind in der Folge von Dunoyer, Carey, Bastiat und anderen Autoren aufgenommen worden, und man kann wohl annehmen, dass die verschiedenen Theorien von den immateriellen Gütern, die in unseren Tagen so viele Freunde zählen, aus dieser Quelle stammen. Und so

haben die Lehren Adam Smith's unter uns fortgewirkt und eine Reihe von Systemen hervorgerufen, die mit der nüchternen Denkungsweise des berühmten Autors nicht in Einklang stehen.

Ich habe in den folgenden Blättern versucht, diese Materien wissenschaftlich zu bearbeiten. Um die Natur des Nationalreichthums zu erklären, hielt ich es für das einfachste und natürlichste, vom Privatreichthum auszugehen, der einen so wichtigen Bestandtheil des Nationalreichthums ausmacht. Man hat bisher immer vorausgesetzt, dass der Reichthum eines Volkes etwas anderes sei, als der Reichthum eines Individuums. Die Erfahrung lehrt indess das Gegentheil, und eine genauere Betrachtung zeigt, dass der Reichthum der Völker ebenso, wie der Reichthum der Privatleute, in nichts anderem, als in ihrem Eigenthum bestehe. Diese Wahrheit wird auch von den Rechtsgelehrten anerkannt, und das Eigenthum muss also ohne Zweifel als das oberste Princip der politischen Oekonomie betrachtet werden. Ich habe mich über diese Erklärung des Nationalreichthums in den ersten Kapiteln dieser Schrift ausführlicher ausgesprochen, und dabei auch die Einwürfe beantwortet, die dagegen von Seiten der Oekonomisten geltend gemacht werden können.

Auch die übrigen Kapitel dürften einige neue, für die Wissenschaft nicht ganz unwichtige, Gesichtspunkte enthal-

ten, und ich erlaube mir in dieser Beziehung, ausser den Abschnitten vom Nutzen und Tauschwerth, besonders noch die Kapitel vom latenten Werth der Bevölkerung, von der Produktion und vom Preise namhaft zu machen. Vielleicht wird der Leser die Besprechung mancher Dinge vermissen, die von praktischer Bedeutung sind, und in unsern Tagen die Gemüther beschäftigen. Nur über die Natur des geistigen Eigenthums bin ich etwas ausführlicher gewesen. Andere Fragen von speciellem Interesse sind dagegen nur kurz von mir berührt worden, weil ich ja vorzüglich die Erörterung der allgemeinen Principien unserer Wissenschaft im Auge hatte.

Dresden, den 17. Juli 1868.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Von der Natur des Nationalreichthums	1
Zweites Kapitel. Von den herrenlosen oder natürlichen Gütern	8
Drittes Kapitel. Von den immateriellen Gütern . . .	13
Viertes Kapitel. Vom geistigen Eigenthum	23
Fünftes Kapitel. Vom Eigenthum überhaupt	31
Sechstes Kapitel. Von den Bedürfnissen	38
Siebentes Kapitel. Vom Nutzen	46
Achtes Kapitel. Vom Tauschwerthe	55
Neuntes Kapitel. Von den latenten Werthen	64
Zehntes Kapitel. Vom latenten Werth der Bevölkerung	69
Elftes Kapitel. Von der Produktion	74
Zwölftes Kapitel. Von der Arbeit und vom Arbeitslohn	86
Dreizehntes Kapitel. Vom Kapital und vom Kapitalzins	95
Vierzehntes Kapitel. Von der Natur und von der Bodenrente	105
Fünfzehntes Kapitel. Vom Preise	115
Sechszehntes Kapitel. Allgemeine Theorie des Reichthums	123

Erstes Kapitel.

Von der Natur des Nationalreichthums.

Ueber die Natur des Nationalreichthums bestehen unter unseren ökonomischen Schriftstellern noch immer sehr verschiedenartige Ansichten. Während viele an der bekannten Lehre Adam Smiths festhalten, und bald den Nutzen, bald den sogenannten Tauschwerth als das Merkmal des Nationalreichthums zu betrachten gewohnt sind, wollen andere den Reichthum mit Bastiat auf die persönlichen Dienstleistungen, oder mit Carey auf die allgemeinen Naturkräfte zurückführen. Diese Verschiedenheit in den herrschenden Ansichten beweist wohl, dass die Analyse des Nationalreichthums mit manchen Schwierigkeiten verbunden ist, lässt uns aber die Hoffnung auf die Ueberwindung dieser Schwierigkeiten nicht aufgeben.

Um an die Erfahrung anzuknüpfen, wollen wir zuvörderst das Subject des Nationalreichthums, oder die Nation, in's Auge fassen, da wir so am leichtesten erwarten können, einen allgemeinen Ueberblick über den Nationalreichthum und seine einzelnen Bestandtheile zu gewinnen. Denn so weit das Dasein einer Nation reicht, erstreckt sich natürlich das Gebiet des Nationalreichthums.

Eine Nation besteht aber einmal aus physischen, und zweitens aus moralischen Personen. Physische Personen sind die Individuen. Dieselben bilden mit ihren Familien einzelne gesonderte Wirthschaften. Ihr Vermögen ist bald von grösserem, bald von geringerem Umfange. Denn wenn sich in den Händen der Privatleute auch nicht selten grössere Reichthümer anhäufen, so muss die Mehrzahl der Bevölkerung sich doch überall an einem bescheidenen Maass äusserer Glücksgüter genügen lassen. Erst vereint gewinnen die beschränkten Mittel der Privatleute an Wichtigkeit, und so ist die Summe des Reichthums, der den Privatwirthschaften zu Gebote steht, allerdings eine sehr bedeutende. Sie erscheint dem Auge als eine ausgedehnte Gütermasse, welche nicht allein die einzelnen Privatwirthschaften unterhält, sondern auch dem grossen Ganzen immer neue Hülfsmittel zuzuführen im Stande ist. Der Privatreichthum in seiner Gesammtheit muss daher als der erste, und auch wohl als der wichtigste Bestandtheil des Nationalreichthums betrachtet werden.

Doch eine Nation besteht nicht blos aus Individuen. Auf dem Grunde eines gemeinsamen Lebens treten die Einzelnen zu Gemeinden und Genossenschaften zusammen. So entstehen ländliche und städtische Gemeinden, Korporationen, Gesellschaften, überhaupt Vereine der verschiedensten Art. Man pflegt eine Mehrheit von Personen, die sich des Lebens wegen, oder um bestimmter Zwecke willen dauernd vereinigt hat, mit dem Namen einer Körperschaft zu belegen, und sie, zum Unterschiede von den physischen Personen, als moralische Person zu bezeichnen. Solcher moralischer Personen oder Körperschaften bestehen im Staate viele neben einander. Der Staat selbst ist eine moralische Person dieser Art, denn er ist die grosse umfangreiche Gemeinde,

die alle übrigen Gemeinden und Individuen in sich vereinigt.

Wie die Individuen, so brauchen auch die Gemeinden ein gewisses Vermögen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Der Staat selbst muss, wenn er seinen Pflichten genügen will, Güter der verschiedensten Art, wie Gebäude und Grundstücke, feste Plätze und Seehäfen, Schiffe, Waffen und allerlei Vorräthe in erforderlicher Menge besitzen. Aber auch die übrigen Gemeinden, bis zu den kleineren Vereinen herab, brauchen einen gewissen Fonds, der ihren Zwecken und Bedürfnissen gemäss ist. Dieser Reichthum des Staates und der übrigen Körperschaften, der Reichthum der moralischen Personen, bildet eine andere grosse Gütermasse, die an Bedeutung und Ausdehnung dem Privatreichthum nur wenig nachsteht, und neben ihm als der zweite Bestandtheil des Nationalreichthums betrachtet werden muss.

Der Nationalreichthum besteht nach dieser Erörterung einmal aus dem Reichthum der Privatleute, und zweitens aus dem Reichthum des Staates und der übrigen Körperschaften. Diese Eintheilung des Nationalreichthums kann wohl als erschöpfend betrachtet werden. Denn es ist bekannt, dass es überhaupt nur diese doppelte Art von Personen giebt, die physischen und die moralischen. Die verschiedenen Bestandtheile des Nationalreichthums müssen also entweder der einen, oder der anderen dieser beiden Classen zugeschrieben werden.

Die hier vorgetragene Analyse kann zuvörderst als ein Versuch gelten, das Gebiet des Nationalreichthums zu bestimmen, und die Grenzen desselben mit einiger Genauigkeit festzustellen. Sie deutet aber zugleich auch den Weg an, den wir einschlagen müssen, um zu einem gründlichen Aufschluss über die eigentliche Natur des Nationalreich-

thums zu gelangen. Es genügt zu dem Ende, die Natur und Beschaffenheit seiner einzelnen Bestandtheile näher in's Auge zu fassen.

Unter diesen Bestandtheilen ist der Reichthum eines Privatmanns offenbar einfacher, als der Reichthum einer Korporation, die aus mehreren Individuen besteht. Es ist daher das natürlichste, dass wir zuerst die Natur des Privatreichthums zu bestimmen suchen. Sobald dies geschehen ist, wird sich ohne Schwierigkeit entscheiden lassen, was wir unter dem Reichthum eines ganzen Volkes zu verstehen haben.

Es bedarf aber keiner besonderen Vorbereitung, um die Natur des Privatreichthums zu erklären. Wenige ökonomische Begriffe sind einfacher. Man frage den wohlhabenden, oder auch den unbemittelten Privatmann nach seinem Reichthum, beide werden erwiedern, dass derselbe in ihrem Vermögen oder Eigenthum bestehe. Der Besitz oder das Eigenthum ist in der That der Reichthum der Privatleute. Reichthum und Eigenthum sind für den Privatmann synonyme Begriffe.

Man überzeugt sich von der Wahrheit dieser Erklärung am besten, wenn man den Reichthum einzelner Privatpersonen näher in's Auge fasst. So besteht der Reichthum eines bemittelten Landwirths offenbar in seinen Feldern, Wiesen und Waldungen, in seinem Vieh, seinen Gebäuden und Ackergeräthgeschäften, überhaupt in den unbeweglichen und beweglichen Gütern, die in seinem Besitz sind. Auf ähnliche Weise besteht der Reichthum der Fabrikanten und Kaufleute in ihrem Gelde, ihren Waarenvorräthen, überhaupt in ihrem Eigenthum. Es erhellt hieraus, dass der Privatreichthum überall mit dem Eigenthum zusammenfällt.

Aber auch der Reichthum der Gemeinden, der den anderen Bestandtheil des Nationalreichthums bildet, ist ächtes

Eigenthum und vom Privatreichthum nicht wesentlich verschieden. Denn offenbar besteht auch das Vermögen der Körperschaften in allerlei beweglichen und unbeweglichen Gütern, und es unterliegt keinem Zweifel, dass ihr Eigenthum an diesen Gegenständen sich des vollen gesetzlichen Schutzes zu erfreuen hat. So wird auch das Eigenthum, das die grossen Aktiengesellschaften an Fabriken, ländlichen Grundstücken und Bergwerken, an Kanälen und Eisenbahnen, an Maschinen, an Schiffen und anderen beweglichen Gütern besitzen, allgemein als wahres Eigenthum betrachtet und dem Privatreichthum gesetzlich gleich gestellt. Dasselbe gilt von den liegenden Gründen, von den Kirchen und Schulen, den Rathhäusern und anderen öffentlichen Gebäuden, die den städtischen oder ländlichen Gemeinden angehören. Und auch der Reichthum des Staates an Liegenschaften und beweglichen Sachen wird seinem ganzen Umfange nach als Eigenthum im juristischen Sinne aufgefasst. Dies findet selbst auf diejenigen Staatsgüter Anwendung, deren Benutzung der ganzen Bevölkerung frei steht, wie die Ströme und Flüsse, die öffentlichen Strassen und die Seeufer. Zwar sind die Meinungen der ökonomischen Schriftsteller über die Natur dieser Güter verschieden, allein die Juristen, denen hier doch wohl die entscheidende Stimme zusteht, haben sie von jeher, nach dem Vorgange der Römer, als Eigenthum des Staates betrachtet.

Wiederholen wir uns das Gesagte. Wir haben gesehen, dass der Nationalreichthum einerseits aus dem Reichthum der Privatleute und andererseits aus dem Reichthum des Staates und der übrigen Körperschaften zusammengesetzt ist. Auch hat sich herausgestellt, dass diese beiden Bestandtheile des Nationalreichthums nicht wesentlich von einander verschieden sind, sondern nur als besondere Arten des

Eigenthums betrachtet werden müssen. Die Folgerung aus diesen Sätzen liegt nahe. Wenn die verschiedenen Bestandtheile des Nationalreichthums nichts sind, als Eigenthum, so muss auch der Nationalreichthum selbst diesen Charakter tragen. Der Reichthum einer Nation besteht also in dem Eigenthum der physischen und moralischen Personen, welche die Nation in sich schliesst.

Diese Erklärung ist aus dem Leben geschöpft, und man wird uns wohl einräumen, dass sie mit den Thatsachen der Erfahrung und mit den Erscheinungen des geschäftlichen Verkehrs übereinstimmt. Die politische Oekonomie hat indess in dieser Frage bisher an der Ansicht Adam Smiths beharrlich festgehalten, und sieht im Reichthum nichts, als eine Summe von Gütern oder nützlichen Dingen, die entweder ein unentgeltliches Geschenk der Natur sind, oder als Erzeugnisse menschlicher Arbeit einen sogenannten Tauschwerth haben. An die Stelle der Idee vom Nationalreichthum ist in Folge dieser Auffassung der dürftige Begriff einer allgemeinen Güterwelt gesetzt worden. Wir berühren dies hier nur vorübergehend, werden aber in einem späteren Kapitel zu zeigen suchen, dass Nutzen und Tauschwerth untergeordnete Begriffe sind, die erst in ihrer Verbindung mit dem Begriffe des Eigenthums ihre angemessene Erklärung finden.

Es wird immer eine auffallende Erscheinung bleiben, dass Adam Smith in seiner berühmten „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums“ das Eigenthum nur vorübergehend, im Abschnitt von den Steuern, erwähnt hat, und dass auch seine Anhänger davon wenig Notiz genommen haben. Selbst die Angriffe, welche man neuerlich gegen die Institution des Eigenthums richtete, haben nicht vermocht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine höhere Bedeutung hinzulenken.

Wir erlauben uns schliesslich, an die Meinungen der Juristen über diesen Gegenstand zu erinnern. Unsere Gesetzbücher wissen nichts von einem Nationalreichthum, der von dem Eigenthum der Privatleute und von dem öffentlichen Eigenthum verschieden wäre. Diese Uebereinstimmung unserer Erklärung mit den Ansichten der Gesetzgeber und Rechtsgelehrten dürfte in den Augen denkender Köpfe nicht weniger, als das Zeugniß der Erfahrung, zu ihren Gunsten sprechen.

Zweites Kapitel.

Von den herrenlosen oder natürlichen Gütern.

Man nimmt an, dass viele der unentbehrlichsten Güter ihrer Natur nach nicht geeignet sind, Gegenstand des Besitzes zu werden. Namentlich soll das Wasser der Ströme, die Luft, das Klima, das Licht und das offene Weltmeer dieser Ansicht zufolge keinen Besitzer haben. Man pflegt daher diese Güter nach Hermanns Vorschlage freie oder herrenlose Güter zu nennen. J. B. Say nannte sie natürliche Güter, weil die Natur sie unentgeltlich und im Ueberfluss spendet, während die sogenannten socialen Güter mühsam erworben werden und nicht ohne Eigenthümer sein können.

Diese Lehre von den herrenlosen oder natürlichen Gütern widerspricht der Erklärung, welche wir im vorigen Kapitel vom Reichthum gegeben haben, und hat es den Oekonomisten unmöglich gemacht, das Eigenthum nach seiner wahren Bedeutung zu würdigen, und es an die Spitze der ökonomischen Wissenschaften zu stellen. Denn wie kann der Reichthum einer Nation in dem Eigenthum derselben bestehen, wenn die wichtigsten Bestandtheile des Nationalreichthums völlig herrenlose Dinge sind? Versuchen wir es

also, diesem Vorurtheil entgegen zu treten und den Beweis zu führen, dass die sogenannten herrenlosen oder natürlichen Güter eben so gut ihren Eigenthümer besitzen, wie die übrigen Bestandtheile des Nationalreichthums.

Was zuerst das Wasser der Ströme angeht, das besonders von Say zu den natürlichen Gütern gezählt wird, so haben wir schon oben erwähnt, dass die Ströme als Eigenthum des Staates oder als öffentliches Eigenthum zu betrachten sind. Zwar erlaubt der Staat den Privatleuten, die Ströme des Landes zur Schifffahrt, zum Fischfange, und zu anderen Zwecken zu benutzen. Doch dies kann seinem Eigenthum daran durchaus keinen Eintrag thun. Gestattet doch auch der Eigenthümer eines Brunnens oder einer Quelle seinen Nachbarn die Benutzung derselben, ohne dadurch das geringste von seinem Recht einzubüssen. Wenn daher die Ströme zu den herrenlosen Gütern gerechnet werden, so steht dies nicht nur mit der Erfahrung, sondern auch mit den Grundsätzen des gemeinen Rechts in Widerspruch.

Während aber die Meinungen in Ansehung der Ströme und Seen unter den Oekonomisten getheilt sind, wird die Luft von ihnen allgemein als herrenlose Sache angesehen. Die Juristen sind indess auch hier von jeher der entgegengesetzten Ansicht gewesen. Denn nach den Grundsätzen des römischen Rechts gehört zu einem ländlichen oder städtischen Grundstück nicht blos die Oberfläche und das unterirdische Gebiet desselben, sondern auch die darüber sich befindende Luftsäule (s. Thibauts System des Pandekten-Rechts. 7 A. § 559). Die Luft ist also ein Bestandtheil des Grundstücks, und befindet sich nach diesem klaren Rechtsgrundsatz im Besitz desjenigen, dem der Grund und Boden angehört.

Diese Wahrheit ist in der politischen Oekonomie übersehen worden. Unsere ökonomischen Schriftsteller sehen in der Luft eine Art von Gemeingut, weil es jedermann frei steht, dieselbe nach Belieben einzuathmen. Es ist aber kaum nöthig, das Unhaltbare dieser Ansicht ausführlicher nachzuweisen. Denn liesse sich nicht auch vom Lande ganz dasselbe behaupten? Das Land ist der gemeinsame Aufenthalt aller Bewohner. Auf den öffentlichen Strassen und Plätzen, in Wald und Heide kann sich jeder bewegen. Doch Grund und Boden sind darum nicht minder ein sehr reeller Gegenstand des Besitzes. Und so gehört auch die Luft, als natürlicher Bestandtheil der Grundstücke, deren Besitzern an, ohne dass das Publikum gehindert wird, dieselbe nach Belieben zu benutzen.

Auch das Klima wird allgemein zu den herrenlosen Gütern gerechnet, und man übersieht dabei ebenfalls seinen Zusammenhang mit dem Grund und Boden. Was ist aber das Klima eines Ortes anderes, als die Temperatur seiner Luft, und besonders seiner unteren Luftschichten? Da die Luft nun, wie so eben gezeigt wurde, ein wesentlicher Theil des Grund und Bodens ist, so kann auch die Temperatur der Luft offenbar vom Boden nicht getrennt werden. Das Klima ist also ein Bestandtheil der Grundstücke und befindet sich mit diesen letzteren im Besitz der Bodeneigenthümer.

Etwas Aehnliches gilt auch vom Licht, und vom Niederschlag der Atmosphäre. Es kann dahin gestellt bleiben, ob das Sonnenlicht, das die Erde erleuchtet, und der Regen, der das Land befruchtet, als Eigenschaften oder als Bestandtheile des Bodens betrachtet werden müssen. Doch dass beide zu den Grundstücken gehören, ist augenscheinlich, und ergibt sich auch aus der juristischen Praxis. Wir

erinnern an die Servituten, die besonders den Besitzern städtischer Grundstücke den Genuss des Tageslichts und des fallenden Regenwassers sichern, und denen das Princip zu Grunde liegt, dass das Licht und der Regen, welche der Himmel einem Grundstücke spendet, dem Besitzer dieses Grundstücks angehören, und von ihm, der Rechte anderer unbeschadet, benutzt werden können.

Die Wahrheit des Satzes, dass die sogenannten freien Güter zu dem Grund und Boden gehören, wird noch einleuchtender, wenn wir statt der einzelnen Grundstücke das gesamte Staatsgebiet ins Auge fassen. Betrachten wir zu dem Ende unser Deutschland. Wer kann zweifeln, dass die deutschen Ströme und Seen, das unterirdische Gebiet des deutschen Bodens, das Licht und das besondere Klima Deutschlands, seine Luft und seine Atmosphäre eben so gut Eigenthum des deutschen Volkes in seiner Gesammtheit sind, wie das Territorium, auf dem es wohnt? Und der Grund ist einleuchtend genug. Denn alle diese verschiedenen Elemente sind factisch auf das engste mit dem Territorium verbunden, sie bilden mit demselben ein natürliches, und in Folge der natürlichen Vereinigung auch ein rechtlich fest verknüpftes Ganze. Man kann ein Land mit seinen natürlichen Bestandtheilen unter dem Namen der Natur zusammenfassen und gelangt so zu dem Resultate, dass die Natur überhaupt nicht allein ein Gegenstand des Besitzes ist, sondern dass dieselbe auch das erste und ursprüngliche Eigenthum eines jeden Volkes bildet.

Unter den herrenlosen oder natürlichen Gütern pflegt von vielen auch das Weltmeer genannt zu werden, und es fragt sich, was von dieser Ansicht zu halten ist. Was zuerst die Meeresküste angeht, so gehört das Meer, soweit es vom Lande aus beherrscht werden kann, bekanntlich nach den

Grundsätzen des Völkerrechts zum Gebiete des Staates. Aber auch das offene Weltmeer dürfte die Idee des Eigenthums nicht völlig ausschliessen. Denn der friedliche Verkehr auf dem Meere, die grosse Fischerei, zu der es Anlass giebt, und die sonstige Ausbeutung desselben ist von der Natur allen Menschen frei gegeben und muss daher als ein allgemeines Recht der Völker betrachtet werden. Es liegt daher nahe, das Weltmeer als das natürliche und gemeinsame Eigenthum der Bewohner unseres Planeten anzusehen.

So verschwindet bei genauerer Prüfung die praktische Bedeutung der sogenannten herrenlosen Güter vollkommen, und die einfache Wahrheit tritt hervor, dass der Mensch, so weit es seine Kräfte erlauben, überall die Güter oder nützlichen Gegenstände, die in seinem Bereich liegen, in Besitz nimmt. Die gesamte Natur wird damit in die Sphäre des Rechts erhoben, und der Gedanke, dass der Reichthum einer Nation in dem Eigenthum derselben bestehe, erscheint so gegen den vorzüglichsten Einwurf gesichert, welcher sich von Seiten der politischen Oekonomie dagegen erheben lässt.

Drittes Kapitel.

Von den immateriellen Gütern.

Es ist ein alter juristischer Grundsatz, dass das Eigenthum nur auf körperliche Sachen Bezug habe. Ein Eigenthum an immateriellen Dingen giebt es auf dem Rechtsgebiete nicht. Da nun Reichthum und Eigenthum ihrer Natur nach dasselbe sind, so kann auch der Nationalreichthum selbstverständlich nur aus körperlichen Sachen bestehen. Die Lehre von den immateriellen Gütern steht daher mit dem Wesen des Nationalreichthums in Widerspruch.

Auch lehrt die Erfahrung, dass wir es im bürgerlichen Leben nur mit materiellen Gütern zu thun haben. Der Grundbesitz und das übrige Vermögen der Landwirthe, die Fabrikanlagen der Gewerbtreibenden, das Geld und die Waarenvorräthe der Kaufleute, überhaupt die Güter der Privatpersonen, sind materielle Gegenstände. Auch das Vermögen des Staates, der Gemeinden und der übrigen Körperschaften besteht nur aus körperlichen Sachen. Selbst die Obligationen und Forderungen, die von Manchen zu den immateriellen Gütern gezählt werden, bilden keine wirkliche Ausnahme von der Regel. Denn sie haben das Vermögen dritter Personen, und also gleichfalls körperliche Dinge, zum

Gegenstände. Immaterielle Güter und Reichthümer sucht man in der Wirklichkeit vergebens.

Die Oekonomisten haben dies zu wenig beachtet, und stehen nicht an, eine Menge Dinge zu den Gütern zu rechnen, die durchaus nicht materieller Natur sind. So betrachten viele die Eigenschaften der Menschen, ihre Zustände und Fähigkeiten, und besonders ihre Dienstleistungen als Bestandtheile des Nationalreichthums. Andere haben die Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge, die Fruchtbarkeit des Bodens, die nährenden Kraft des Getreides, die Härte und Geschmeidigkeit des Eisens, die Kundschaft, die an gewisse Lokalitäten geknüpft ist, als eigentliche Güter bezeichnet. Selbst die allgemeinen Naturkräfte, die Elasticität und Schwerkraft, die Kraft des Dampfes, die Elektricität und der Magnetismus sind von verschiedenen Autoren dazu gezählt worden. Und so soll nach der Meinung vieler Schriftsteller der Nationalreichthum überhaupt grossentheils aus Elementen bestehen, die durchaus nicht materiell sind und die ihrer Natur nach niemals ein Gegenstand des Eigenthums werden können.

Ehe wir den Versuch machen, diese Lehren etwas näher zu prüfen, wollen wir einen kurzen Blick auf ihre Entstehung werfen. Heinrich Storch war es, der die Idee der immateriellen Güter in die Wissenschaft einführte, indem er ihnen einen besonderen Band seines berühmten „Cours d'économie politique“ widmete. Er ging von der Thatsache aus, dass Geistliche, Gelehrte, Künstler, Aerzte und Sachwalter, Militärpersonen und Civilbeamte von Seiten des Staates oder des Publikums einen Gehalt oder Lohn beziehen, und glaubte daher, dass das Resultat ihrer Thätigkeit, die Religion und Moral, das Recht, die ästhetische und technische Bildung, die Gesundheit und die öffentliche

Sicherheit einen Tauschwerth besitzen und als Güter angesehen werden müssen. So entstand die Lehre von den persönlichen Gütern, die bei ihrem Erscheinen von Say und anderen Oekonomisten gebilligt wurde und auch noch in unseren Tagen unter denen, die die Idee eines immateriellen Reichthums vertheidigen, manche Freunde findet.

Es war ein seltsames Schicksal der neuen Lehre, dass der Urheber derselben ihr untreu wurde, ehe sie Zeit gefunden hatte, sich in weiteren Kreisen zu verbreiten. Denn Storch überzeugte sich bei genauerer Ueberlegung, dass die Aerzte, die Sachwalter und Staatsbeamten nicht sowohl für das Resultat ihrer Arbeit, als für ihre Arbeit selbst bezahlt werden, und schloss daraus, dass es eigentlich nicht die Gesundheit, die Bildung und die allgemeine Sicherheit, sondern dass es die persönlichen Dienste sind, die vom Publikum oder vom Staate gekauft werden und einen sogenannten Tauschwerth haben. In der kleinen Schrift „zur Kritik des Begriffes vom Nationalreichthum“ hat sich Storch über diesen Wechsel seiner Ansichten ausgesprochen und die bekannte Lehre von den Diensten an die Stelle der Lehre von den persönlichen Gütern treten lassen.

Die Theorie von den Diensten hat besonders in Frankreich vielen Beifall gefunden. Wir nennen vor allen Charles Dunoyer, der sich in seinem berühmten Werke „sur la liberté du travail“ mit Vorliebe mit derselben beschäftigte, und Frédéric Bastiat, der den Versuch gemacht hat, die politische Oeconomie überhaupt auf die Dienste zu gründen. Auch in Deutschland sind die Ideen Storchs von achtbaren Gelehrten in Schutz genommen worden. Wir begnügen uns, W. Roscher zu nennen, der sich in seinen „Grundlagen der Nationalökonomie“ für dieselben ausgesprochen hat.

Diese Versuche, immaterielle Güter in die Wissenschaft einzuführen, hätten um so mehr genügen können, da das praktische Leben keine solchen Güter anerkennt. Doch man ist dabei nicht stehen geblieben. Es giebt wenig Erscheinungen der Natur und der Industrie, die man nicht in diesen Kreis gezogen hätte. So versuchte es Hermann in seinen „staatswirthschaftlichen Untersuchungen“, den Begriff des Reichthums auf die nützlichen Eigenschaften der Dinge und deren ökonomische Verhältnisse auszudehnen. Carey und Bastiat haben die allgemeinen Naturkräfte unter die Bestandtheile des Nationalreichthums aufgenommen und List machte den bekannten Vorschlag, sogenannte produktive Kräfte an die Stelle der Güter im gewöhnlichen Sinne zu setzen.

Unser Urtheil über diese Lehren kann nicht zweifelhaft sein. Wir müssen die immateriellen Güter verwerfen, weil sich das Eigenthum nur auf körperliche Sachen beziehen kann, und weil im wirklichen Leben und im Geschäftsverkehr nur von einem materiellen Reichthum die Rede ist. Wir können daher weder die allgemeinen Naturkräfte, noch die Eigenschaften der Dinge, noch die persönlichen Fähigkeiten und Dienste für eigentliche Güter gelten lassen. Es sei uns gestattet, die Gründe für diese Ansicht in der Kürze hervorzuheben.

Fassen wir zuerst die allgemeinen Naturkräfte in's Auge, so müssen wir fragen, wie es möglich ist, Kräfte zu den Gütern zu rechnen, die gar keine selbstständige Existenz besitzen, sondern nur in Verbindung mit gewissen körperlichen Gegenständen eine ökonomische Bedeutung haben? Lasse man sich doch durch den Sprachgebrauch nicht irre leiten. Nicht die Dampfkraft und Elektrizität ist es, die wir zum Transport von Personen und Gütern, oder zur

Beförderung telegraphischer Depeschen benutzen, sondern der Telegraph und die Dampfschiffe. Dass diese letzteren zu den wirklichen Gütern gehören, wird wohl Niemand bezweifeln. Man geht aber zu weit, wenn man die Kraft des Dampfes als ein besonderes Gut neben die Dampfmaschine oder das elektrische Fluidum neben den Telegraphen stellt, und diese allgemeinen Naturkräfte unter die Bestandtheile des Nationalreichthums aufnimmt.

Eben so unzulässig ist es, die Lage oder Fruchtbarkeit der ländlichen Grundstücke von den Grundstücken selbst, oder die Kundschaft eines Verkaufsorts von diesem Lokal, überhaupt die Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge von den Dingen zu trennen, und sie als besondere Güter zu betrachten. Ist es nicht genug, wenn ein Grundstück oder eine Waare ein für allemal zu den Gütern gerechnet wird? Sollen auch die Eigenschaften dieser Gegenstände, die allein gar nicht vorhanden sind, in Gedanken von denselben gesondert und zu wirklichen Reichthümern erhoben werden? Nützliche Eigenschaften erhöhen ohne Zweifel den Werth der Dinge, doch dies kann uns nicht berechtigen, sie den Gütern selber gleich zu stellen.

Eine eigenthümliche Ansicht hatte sich Fr. List von dem Nationalreichthum gebildet. Er hatte gefunden, dass eine gute Erziehung höher zu schätzen ist, als Geld und Gut, und er meinte daher, der Nationalreichthum bestehe nicht sowohl in Dingen, die einen Tauschwerth haben, sondern in Kräften, besonders in der moralischen Kraft der Nationen, in der Kraft ihrer Agrikultur, ihrer Fabrikindustrie und ihres Handels. Der verdiente Autor übersah aber, dass diese Kräfte grossentheils aus Dingen bestehen, die einen Tauschwerth haben. So besteht die Agrikulturkraft eines Landes hauptsächlich aus Feldern und Wiesen, aus Vieh,

Ackergeräth und Wirthschaftsgebäuden, überhaupt aus Gegenständen, die einen Werth besitzen. Diese Gegenstände nehmen an der Produktion Theil und gehören zu den produktiven Kräften.

Auch die Religion und Moral, das Recht, die Gesundheit und die technischen Fertigkeiten, so wie andere persönlichen Güter kann eine unbefangene Kritik unmöglich mit dem Reichthum verwechseln. Denn so wenig die Eigenschaften der Dinge selbstständige Güter sind, eben so wenig kann dies von den Eigenschaften oder von den Zuständen der Personen angenommen werden. Nicht als ob es unzulässig wäre, die Menschen in ökonomischer Beziehung mit den Gütern in Vergleich zu stellen. Die Verwandtschaft beider liegt am Tage und die Oekonomisten sind von jeher der Ansicht gewesen, dass der Mensch in seinen natürlichen Kräften und Fähigkeiten eine Art von Kapital besitze. Wir behalten uns vor, auf die Gründe, die für diese Ansicht sprechen, in der Folge zurückzukommen. Aber wenn die Menschen auch wirklich einen Theil des Nationalreichthums bilden, so gilt dies doch nicht von den menschlichen Kräften und Eigenschaften. Letztere können so wenig, wie die Eigenschaften der Dinge, als eigentliche Güter betrachtet werden.

Wir wenden uns nun zu den persönlichen Diensten und wollen uns mit der wichtigen Frage beschäftigen, welche Stellung die Dienste in der Wirthschaft eines Volkes einnehmen. Die gewöhnlichen Theorien sind von einem grossen Missverständniss in Bezug auf diesen Gegenstand nicht frei zu sprechen. Wenn Storch behauptete, dass die Dienste gekauft und verkauft werden können, dass sie einen gewissen Preis oder Tauschwerth haben und deshalb den Sachen gleich zu achten sind, so hat er den Dienstvertrag offenbar

mit dem Kauf verwechselt. Doch der Dienstvertrag ist kein Kauf, sondern Miethe. Der Arbeiter verkauft seine Dienste nicht, sondern er vermiethet dieselben, oder, um genau zu reden, er vermiethet sich selbst. Die *locatio conductio operarum* ist eben so gut eine Art Miethe, wie die *locatio conductio rerum*. Im gemeinen Leben mag es erlaubt sein, die Miethe gelegentlich mit dem Kauf zu verwechseln und den Arbeitslohn für eine Art Preis zu halten, allein in der Wissenschaft handelt es sich nicht um den Sinn der Worte, sondern um die Sachen selbst, und hier muss eine Verwechslung der Begriffe zum Irrthum führen.

Um sich einen richtigen Begriff von den Diensten zu bilden, muss man sich erinnern, dass es überhaupt eine doppelte Art von Diensten giebt. Es giebt Dienste, die uns die Sachen leisten, und Dienste, die uns die Personen leisten. Die Dienste der Sachen sind nun nichts anderes, als der Nutzen der Sachen. Und so sind auch die persönlichen Dienste nichts anderes, als der Nutzen, den uns die Personen gewähren. So wenig nun der Nutzen einer Sache ein besonderes Gut ist, eben so wenig können die Dienste der Personen als Güter gelten. Nur die Personen selbst können mit den Sachen verglichen werden. Zwar können die Personen nicht verkauft werden, wie die Sachen, weil sie dadurch ihre Freiheit einbüßen. Wohl aber können sie sich vermiethen, wie die Sachen vermiethet werden, ohne ihre Freiheit zu beeinträchtigen. Der Dienstvertrag beweist also die Verwandtschaft der Sachen und Personen auf das deutlichste.

Was die Theorie Bastiat's angeht, so hat dieselbe in Deutschland eine weite Verbreitung gefunden, und muss daher unsre besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Bastiat meint, dass es sich im bürgerlichen Verkehr über-

haupt nicht um einen Umtausch von Sachen, sondern um einen Umtausch von Diensten handle, und dass also der Reichthum nichts, als eine Summe von Diensten sei. Diese ungewöhnliche Ansicht versucht er auf folgende Art zu begründen. Er nimmt den Fall an, dass ein Nachbar für den anderen Wasser aus der Ferne herbeiholt, und dass der andere während dieser Zeit dessen Kindern Unterricht ertheilt, so dass sich beide gegenseitig Hülfe leisten. Dies sei nichts weiter, als ein Umtausch von Diensten. Die Sache bleibe aber dieselbe, wenn der eine das Herbeischaffen und den Verkauf des Wassers, der andere das Ertheilen des Unterrichts zu seinem Geschäft mache. Zwar werden die Dienste dann nicht unmittelbar umgetauscht, sondern beiderseits mit Geld bezahlt. Allein im Grunde finde doch auch in diesem Falle nur ein Umtausch von Diensten statt, und so müsse der Verkehr überhaupt als ein Umtausch von Diensten angesehen werden.

Dieses Raisonement hat etwas bestechendes, kann aber bei näherer Prüfung schwerlich befriedigen. Wenn Jemand für seinen Nachbar Wasser holt, so ist nicht er, sondern der Nachbar Eigenthümer des Wassers. Verkauft er ihm dagegen das Wasser, so ist er selbst Eigenthümer desselben und überlässt dem andern sein Eigenthum. In dem einen Falle findet ein Dienstvertrag oder ein Miethgeschäft, in dem andern ein Kauf statt. Diese Verträge dürfen nicht verwechselt werden. Waaren lassen sich verkaufen, aber Dienste lassen sich nicht verkaufen. Auch in anderer Beziehung sind die Dienste von den Waaren verschieden. Denn die Dienste werden nach ihrer Dauer gemessen, die Waaren aber werden nach Maass oder Gewicht bestimmt. Bastiat hat diese Unterschiede übersehen. Wenn es aber schon ganz unzulässig ist, mit Storch und Dunoyer von einem

wirklichen Verkauf der Dienste zu reden, so ist es ein doppelter Irrthum, mit Bastiat in dem Verkauf der Dinge überhaupt nichts, als einen Verkauf von Diensten zu sehen. Die Verwechslung der Dienste mit den Dingen ist mindestens eben so unzulässig, wie die Verwechslung des Kaufes mit der Miethe, oder der Dinge selbst mit ihren Eigenschaften. Die Theorie von den immateriellen Gütern ist aus der Verwechslung aller dieser Begriffe hervorgegangen, und es ist daher verlorene Mühe, sie auf wissenschaftliche Weise zu rechtfertigen.

Wenn bekannte Autoren die immateriellen Güter gleichwohl in Schutz nehmen, so erklärt sich dies aus der Vorstellung, die sie sich vom Reichthum gebildet haben. Die einen sehen im Reichthum eine Summe von Gütern oder nützlichen Dingen. Doch was gehört nicht zu den nützlichen Dingen? Nicht nur das Land und seine Erzeugnisse, die Produkte der Industrie und des Handels, auch die Eigenschaften dieser Gegenstände, selbst die Dienste und persönlichen Güter müssen als nützlich gelten. Andere lassen nur solche Dinge, die einen Tauschwerth haben, als Reichthum gelten, und sie gelangen zu den nämlichen Resultaten. Denn kann man nicht die Eigenschaften der Güter, die auf deren Preis von Einfluss sind, kann man nicht die Gesundheit, die Volksbildung, die öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt, die bedeutende Summen in Anspruch nehmen, abschätzen, und ihnen damit einen Tauschwerth zuschreiben? In beiden Fällen setzen wir uns der Gefahr aus, die Zustände und Eigenschaften der Dinge von den Dingen zu trennen und ihnen, aller Erfahrung zuwider, eine selbstständige Existenz zuzuschreiben.

Auch giebt es in der That namhafte Autoren, die sich mit der Idee eines immateriellen Reichthums durchaus nicht

befreundet haben. Vor allen hat Malthus in seinen Definitionen mit Entschiedenheit den Grundsatz ausgesprochen, dass der Reichthum nur aus körperlichen Gegenständen bestehen könne. Er that dies freilich mit Verleugnung seiner Principien. Denn auch Malthus wollte alle Dinge, die einen Tauschwerth und Gebrauchswerth haben, zum Nationalreichthum gerechnet wissen. Doch der treue Anhänger Adam Smiths wollte in diesem Falle lieber die Consequenzen seines Systems aufgeben, als sich mit der Wirklichkeit in Conflict zu setzen. Und wer kann ihm dies zum Vorwurf machen? Consequenz und Methode sind gewiss von unschätzbarem Werth in den Wissenschaften. Doch das eigentliche Kriterium der Wahrheit muss in der Uebereinstimmung der Theorie mit der Erfahrung gesucht werden. Die Erfahrung und das wirkliche Leben kennen aber nur einen sinnlich wahrnehmbaren Reichthum und wissen nichts von selbstständigen, immateriellen Gütern.

Viertes Kapitel.

Vom geistigen Eigenthum.

Wir können diese Materie nicht verlassen, ohne ein Wort von dem sogenannten geistigen Eigenthum zu reden, das ja, wenn sich sein Dasein nachweisen liesse, einen offenkundigen Beweis von der Existenz immaterieller Güter liefern würde. Man versteht aber unter dem geistigen Eigenthum das Recht der Autoren, der Künstler und der technischen Erfinder, ihre Werke zu vervielfältigen und die Copieen zum Verkauf zu bringen. Wir werden uns in unserer Untersuchung hauptsächlich mit den Autorrechten beschäftigen, da das, was wir über sie zu bemerken haben, auch auf die Rechte der Künstler und Erfinder Anwendung findet.

Die Anerkennung der Autorenrechte gehört bekanntlich erst der neueren Zeit an. Denn in alten Zeiten gewährte die Vervielfältigung der Schriften keine besonderen Vortheile. Erst die Erfindung der Buchdruckerkunst machte es leicht, die Bücher zu vervielfältigen, und aus dem Verkauf der gedruckten Exemplare Gewinn zu ziehen. Die Autoren nahmen nun das Recht, ihre Bücher drucken zu lassen, ausschliesslich für sich in Anspruch, und suchten dasselbe gegen fremde Eingriffe zu sichern. Zu gleicher Zeit

kam aber auch das Gewerbe des Nachdruckes in Aufnahme, welches mühelos und ohne grosse Kosten einen namhaften Gewinn in Aussicht stellte.

Es hat lange gedauert, ehe die Ueberzeugung von dem ausschliesslichen Recht der Autoren, ihre Schriften durch den Druck zu vervielfältigen, und von der Unrechtmässigkeit des Nachdrucks sich allgemein Bahn gebrochen und sowohl in der Wissenschaft, als in der Gesetzgebung festen Grund und Boden gewonnen hat. Ein dunkles allgemein verbreitetes Rechtsgefühl hat den Nachdruck allerdings von jeher verdammt, aber erst der Gegenwart war es vorbehalten, die Autorenrechte theils im Innern der gebildeten Staaten durch positive Gesetze, theils nach Aussen hin durch internationale Verträge wirksam in Schutz zu nehmen. Die Frage, was man unter dem geistigen Eigenthum eigentlich zu verstehen hat, und auf welches Princip sich dasselbe gründet, bleibt indess noch zu erledigen.

Die Rechte der Autoren und Erfinder sind zuerst in Frankreich während der Debatten der Nationalversammlung als intellectuelles Eigenthum bezeichnet worden. Späterhin hat dieser Ausdruck auch in Deutschland Aufnahme gefunden. Wir lassen seine Zweckmässigkeit dahin gestellt sein, und wollen uns hier nur an die Sache halten und die Rechte in's Auge fassen, die dem geistigen Eigenthum, so weit wir es übersehen können, zu Grunde liegen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Verfasser einer Schrift als solcher der ursprüngliche, wahre Eigenthümer derselben ist, und das ausschliessliche Recht hat, über sein Eigenthum willkürlich und nach eigenem Ermessen zu verfügen. Er besitzt insbesondere die Befugniss, sein Manuscript drucken zu lassen und die gedruckten Exemplare dem Publikum in beliebiger Menge zu verkaufen. Auch ist es

ihm unbenommen, die Schrift an einen Dritten zu verkaufen, und demselben alle mit dem Verlage verbundenen Vortheile zu überlassen. Dieses Recht der Autoren wird von Niemand bestritten und es herrscht darüber in der öffentlichen Meinung und in der Wissenschaft nur eine Stimme.

Die Sache ändert sich aber, sobald die Schrift gedruckt und dem Publikum zur Benutzung überlassen wird. Denn der Käufer des Buch's wird seinerseits der unbeschränkte Eigenthümer desselben und kann darüber nach Belieben verfügen. Auch gewährt ihm der Besitz die Möglichkeit, dasselbe noch einmal durch den Druck zu vervielfältigen. In dieser Thatsache scheint hauptsächlich der Grund zu liegen, dass so manche achtbare Gelehrte Bedenken getragen haben, dem Nachdrucker die Befugniss zu seinem Gewerbe ohne Weiteres abzusprechen.

Um uns der Entscheidung der Frage über den inneren Grund der Autorenrechte zu nähern, ist es nöthig, dass wir das Verhältniss in's Auge fassen, welches einerseits zwischen dem Autor und seinem Verleger und andererseits zwischen dem Verleger und dem Publikum statt findet. Dieses Rechtsverhältniss beruht offenbar auf einem zweifachen Vertrage. Denn einmal verkauft der Autor sein Manuskript an den Verleger und dann verkauft der Verleger seinerseits die gedruckten Exemplare an das Publikum. In beiden Fällen handelt es sich also um einen Kaufcontract oder um einen Vertrag.

Um den Sinn dieser Verträge zu beurtheilen, muss man sich an das höhere Rechtsprincip erinnern, welches allen rechtlichen Willensäusserungen zu Grunde liegt. Dieses Princip besteht in dem Willen derjenigen, die einen Vertrag schliessen oder auch einseitig über ihr Vermögen oder ihre sonstigen Rechte eine Verfügung treffen. Wenn es sich,

um ein besonderes Beispiel anzuführen, um die Auslegung eines Testaments handelt, so entscheidet in allen zweifelhaften Fällen der Wille des Testators über die von ihm getroffenen Bestimmungen. Man braucht nur die Bücher *de legatis* in Justinians Digesten aufmerksam zu lesen, um zu bemerken, welche Bedeutung die *voluntas defuncti* oder der Wille des Erblassers in den Augen der römischen Juristen besitzt und wie oft sie auf denselben hinweisen. Und dasselbe Princip liegt auch den Verträgen zu Grunde. Wenn die Frage entsteht, wie ein Kauf zu verstehen ist und welche Rechte namentlich von dem Käufer erworben worden sind, so entscheidet darüber der Wille der Contrahenten und der Sinn, in welchem sie den Vertrag verstanden haben.

Nach dieser allgemeinen Rechtsregel sind auch die Verträge zu beurtheilen, welche uns hier beschäftigen. Wenn der Autor sein Manuskript an den Verleger verkauft, so überlässt er ihm damit sein Recht, das Manuskript durch den Druck zu vervielfältigen und sich die aus dem Verkauf der gedruckten Exemplare entspringenden Vortheile anzueignen. Das Recht des Verlegers kann dabei manchen Beschränkungen unterworfen werden, doch ist dies im Allgemeinen auf den Sinn des Vertrags, in welchem beide Contrahenten übereinstimmen, ohne Einfluss.

Ganz anders ist das Verhältniss, welches zwischen dem Verleger und dem Publikum statt findet. Der Verleger verkauft zwar das volle Eigenthum an den gedruckten einzelnen Exemplaren, er behält sich aber dabei bekanntlich das besondere und ausschliessliche Recht vor, das Buch als Original zur ferneren Anfertigung von Kopieen zu benutzen. Die äussere Möglichkeit, einen Nachdruck zu veranstalten, besitzt freilich der Käufer. Ob er aber auch ein Recht zum Nachdruck hat, ist eine ganz andere Frage. Sie kann nur ent-

schieden werden, wenn man den Willen des Verlegers und den Willen des Käufers beim Abschluss des Kaufkontraktes in Betracht zieht.

Was zuerst den Verleger angeht, so ist es klar, dass derselbe bei dem Verkauf des Buches zwar das Eigenthum und das Recht der gewöhnlichen Benutzungsweise desselben vollständig abtritt, dass er aber das Recht, das Buch als Original zur Vervielfältigung zu benutzen, sich allein vorbehält. Diese besondere Benutzungsart wird von ihm dem Publikum nicht eingeräumt. Dies ergibt sich schon aus den verschiedenen Preisen, die für das Manuskript und für die Kopieen bezahlt werden.

Aber auch der Käufer des Buchs kann unmöglich der Meinung sein, mit dessen Ankauf auch zugleich das Recht zu seiner Vervielfältigung erworben zu haben. Er weiss, dass der geringe Preis, den er zahlt, nur für die gewöhnliche Benutzung des Buches berechnet ist, und zu dem Werth des wirklichen Verlagsrechtes ausser allem Verhältniss steht. Der Nachdruck enthält eine *laesio enormis* und muss schon aus diesem Grunde als eine offenbare Rechtsverletzung angesehen werden.

Man wendet ein, dass der Verleger das gedruckte Buch ohne alle Beschränkungen und besondere Bedingungen an den Käufer abtritt, und dass daher in Bezug auf den Nachdruck gar keine besonderen Stipulationen getroffen werden. Aber wenn darüber auch nichts Näheres bestimmt wird und nach Lage der Dinge bestimmt werden kann, so wäre es doch ein grosser Irrthum, zu glauben, dass eine solche Bedingung gar nicht vorhanden sei. Die Stipulation existirt allerdings stillschweigend. Der Verleger verkauft das Buch unter der stillschweigenden Voraussetzung, dass der Käufer dasselbe einfach benutzen will. Und dieselbe Meinung hegt

auch das Publikum, indem es das Buch kauft. Eine gewinn-
 süchtige Absicht, eine Beeinträchtigung der ursprünglichen
 Rechte des Autors oder der Rechte des Verlegers liegt dem
 Publikum ferne. Man vergesse doch nicht, dass es im Ge-
 biete des Rechts etwas giebt, was den Verkehr unter den
 Menschen erst möglich macht und allen Stipulationen und
 Verträgen zu Grunde liegt. Wir meinen das gegenseitige
 Zutrauen, die Ueberzeugung von der Ehrenhaftigkeit der
 Personen, zu denen wir in rechtliche Beziehungen treten.
Auf Treu und Glauben beruhen alle Verträge. Auf Treu
 und Glauben beruht auch der Vertrag, den der Verleger
 mit dem Publikum abschliesst, indem er ihm ein gedruck-
 tes Buch verkauft. Das allgemeine Rechtsgefühl ist von
 jeher über diesen Punkt im Klaren gewesen und hat den
 Nachdruck immer als eine offenbare Rechtsverletzung ver-
 urtheilt. Es ist eine Folge dieses natürlichen Rechtsgefühls,
 dass in neuerer Zeit auch die Regierungen in der inneren
 Gesetzgebung und in internationalen Verträgen sich zu die-
 sem Princip bekannt haben. Daher treten diejenigen, die
 aus einem missverstandenen Eifer für die allgemeine Freiheit
 der Gewerbe auch heute noch in dem Recht der Autoren,
 der Künstler und der technischen Erfinder, ihre Werke aus-
 schliesslich zu vervielfältigen, nichts als ein angemasstes
 Privilegium erblicken, offenbar gegen das geläuterte Rechts-
 bewusstsein der Gegenwart und gegen die darauf gegründete
 öffentliche Meinung in die Schranken, welche nicht umhin
 kann, die natürlichen Grundsätze des Rechts und die Heilig-
 keit der Verträge zu achten. Die politische Oekonomie hat
 wenig Ursache, ihnen auf das Gebiet ihrer besonderen Rechts-
 ansicht zu folgen.

Es ist nach dem Bisherigen klar, was man unter dem
 geistigen Eigenthum zu verstehen hat. Dasselbe besteht in

dem Recht, eine Sache als Modell zur Anfertigung von Kopieen zu benutzen, und ist also nichts anderes, als eine eigenthümliche Benutzungsweise gewisser Gegenstände. Wie ein Strom zur Schiffahrt, zur Bewässerung und zu anderen Zwecken, oder wie ein Grundstück zur Cultur, zur Weide oder zur Jagd dienen kann, eben so kann ein Werk der Kunst oder der Industrie entweder als Modell oder auf andere Weise benutzt werden. Eine andere Frage ist es freilich, ob sich diese verschiedenen Benutzungsweisen einer Sache trennen lassen. Ueber diese Frage kann nur die Erfahrung entscheiden. Das praktische Leben macht aber allerdings einen Unterschied zwischen der Nachbildung und der sonstigen Benutzung eines Gegenstandes. Durch die Verträge, von denen wir oben gesprochen haben, wird diese Trennung zu einer anerkannten Thatsache. Ueber die Rechte, die daraus entspringen, muss indess die Natur der Sache und das gegenseitige Uebereinkommen entscheiden, da die gewöhnlichen Rechtsverhältnisse keine entsprechenden Analogieen darbieten.

Wir können nun das Resultat unserer Erörterungen zusammenfassen. Wir versuchten zuerst, das Princip der Autorenrechte zu ermitteln. Dieselben beruhen auf dem einfachen Grundsatz des Naturrechts, dass der Producent als solcher auch der Eigenthümer seines Produktes ist und auf den Verträgen, die der Verfasser des Buchs mit den Käufern der gedruckten Exemplare abschliesst. Nur der Autor hat ursprünglich das Recht, seine Schrift zu vervielfältigen und dieses Recht darf ihm nicht durch Sophismen verkümmert werden. Der Gesetzgeber thut nur seine Pflicht, wenn er die Rechte der Schriftsteller und Erfinder in Schutz nimmt.

Wir haben ferner gesehen, dass die Vervielfältigung einer Schrift, eines Kunstwerkes oder einer Erfindung im

Grunde nichts anderes ist, als eine eigenthümliche Benutzungsweise des Werkes, das in diesem Falle als Original oder Modell zur Anfertigung von Copieen gebraucht wird. Dass diese eigenthümliche Benutzungsart einer Sache nicht als Eigenthum betrachtet werden kann, leuchtet ein. Noch weniger kann sie als eine besondere Art des Eigenthums, als sogenanntes geistiges Eigenthum aufgefasst werden. Der Autor ist freilich Eigenthümer seines Manuskriptes und kann es nach Belieben vervielfältigen. Doch dies Eigenthum und diese Benutzungsweise des Eigenthums bezieht sich offenbar auf eine gewöhnliche körperliche Sache und besitzt durchaus keinen geistigen oder immateriellen Charakter.

Diese Bemerkungen werden, wie wir hoffen, dazu beitragen, um die wahre Natur des geistigen Eigenthums ins Licht zu setzen und den Beweis zu liefern, dass dasselbe so wenig, wie jede andere Benutzungsweise eines Gegenstandes, zu den immateriellen Gütern zu rechnen ist. So wird der Grundsatz, von dem wir ausgingen, dass der Nationalreichthum nur aus materiellen Dingen bestehen könne, auch durch das Resultat unsrer gegenwärtigen Betrachtung bestätigt.

Fünftes Kapitel.

Vom Eigenthum überhaupt.

Wir haben oben wiederholt angedeutet, dass der Reichtum einer Nation im Grunde nichts anderes ist, als deren Eigenthum. Suchen wir nun die allgemeine Natur des Eigenthums näher in's Auge zu fassen. Auf diese Weise dürfen wir hoffen, auch das eigentliche Wesen des Nationalreichtums etwas genauer kennen zu lernen.

Das Eigenthum ist ein complicirter Begriff und seine Analyse wäre keine leicht zu lösende Aufgabe. Allein glücklicher Weise bedarf es dazu keiner besonderen Vorbereitung. Das Eigenthum ist von den römischen Juristen so genau untersucht und in seine Elemente zerlegt worden, dass die politische Oekonomie wohl nichts besseres thun kann, als die Erklärung derselben in ihrem vollen Umfange anzunehmen.

Nach der gewöhnlichen Definition besteht das Eigenthum in dem Recht, über eine körperliche Sache unbedingt und willkürlich zu verfügen. Eine genauere Untersuchung lehrt aber, dass die in dem Eigenthum enthaltenen Rechte dreifacher Art sind. Sie umfassen erstens den Besitz, zweitens das Recht der Nutzung und drittens die sogenannten Proprietätsrechte.

Der Besitz ist besonders durch das faktische Verhältniss, das er zwischen der Person und Sache begründet, von Wichtigkeit. Man versteht unter dem natürlichen Besitz die Detention oder das Innehaben eines Gegenstandes, verbunden mit der Absicht, davon einen rechtlichen Gebrauch zu machen. Eine Sache besitzen heisst also, dieselbe so in seiner Gewalt haben, dass man darüber auf angemessene Weise verfügen kann. Es mag allerdings schwer sein, mit Genauigkeit festzusetzen, wie diese Gewalt in jedem einzelnen Falle beschaffen sein muss. Zum Besitz einer unbeweglichen Sache mag schon die Gegenwart des Besitzers genügen, wogegen wir die beweglichen Sachen in der Regel nur dann in unsrem Besitz haben, wenn sie sich in unsrer Wohnung oder in unserem Verschluss befinden. Das römische Recht erläutert dies durch verschiedene Beispiele. Im Allgemeinen können wir sagen, dass wir eine Sache besitzen, wenn wir faktisch in der Lage sind, sie benutzen zu können.

Wenn die Juristen gewohnt sind, den Besitz hauptsächlich als ein Faktum in Betracht zu ziehen, so ist derselbe von der andern Seite doch auch ein wirkliches Recht des Eigenthümers. Denn der letztere kann nur dann von seinem Rechte, über die Sache zu verfügen, Gebrauch machen, wenn er dazu nicht nur faktisch im Stande, sondern auch rechtlich befugt ist. Zum vollen Eigenthum gehört daher auch das Recht des Besitzes.

Doch der eigentliche Zweck des Eigenthums ist auf die Benutzung der Sache gerichtet, denn eine unnütze Sache wird von Niemand in Besitz genommen. Die Art der Benutzung richtet sich aber im Allgemeinen nach der Beschaffenheit der Gegenstände. Insbesondere pflegt die einfache Benutzung, der usus, von der Nutzniessung oder dem usufructus unterschieden zu werden.

Wir können aber den Dingen nur dann einen wirklichen Nutzen zuschreiben, wenn sie benutzt werden können und auch faktisch benutzt werden. Dazu gehört aber nicht nur, dass sie diejenigen Eigenschaften besitzen, die sie zur Benutzung geeignet machen, sondern auch, dass sie sich in unserem Besitz befinden. Denn da die Benutzung einer Sache deren Besitz, wie wir gesehen haben, voraussetzt, so können wir uns auch keinen eigentlichen Nutzen von ihr versprechen, so lange wir sie nicht in unserem Besitz haben.

Nach dem Nutzen richtet sich der Werth oder die Bedeutung, welche die Dinge für den Menschen besitzen. Dies ist die ursprüngliche Bedeutung des Werthes. Derselbe ist nichts, als der Nutzen selbst, und er hängt, wie dieser, mit dem Begriffe des Besitzes und des Eigenthums auf das engste zusammen. Dinge, von denen wir keinen Gebrauch machen können, erscheinen uns aus diesem Grunde auch vollkommen werthlos.

Die Proprietät umfasst im Allgemeinen alle diejenigen Rechte des Eigenthümers, die nicht zu den Nutzungsrechten gezählt werden können. Da der Eigenthümer über sein Eigenthum nach Belieben verfügen kann, so kann er dasselbe an Andere verkaufen, vermieten, verschenken oder vererben, auch kann er es vernichten oder derelinqiren. Alle diese Rechte pflegen zu den Proprietätsrechten gezählt zu werden. Von besonderer Wichtigkeit ist aber namentlich das Recht des Eigenthümers, die Sache, die ihm angehört, zu vertauschen, da der Kauf und Tausch dem gesammten Verkehr der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde liegt. Kraft dieses Rechtes kann der Eigenthümer einer Sache dieselbe gegen Geld oder andere Gegenstände umtauschen und sich so mit Hülfe des Tausches oder des Kaufes in den Besitz eines fremden Gutes setzen.

Auch werden die Güter beim Tausche mit einander verglichen. Denn wer sein Eigenthum gegen ein anderes umtauscht, der muss die fremde Sache wenigstens für eben so nützlich oder werthvoll ansehen, als seine eigne Sache. Die Objekte des Tausches haben also in den Augen der Tauschenden einen gleichen Werth, und der Tausch kann überhaupt als ein Urtheil betrachtet werden, durch das der Werth der Dinge unter einander verglichen wird. So erhält der Werth einen doppelten Sinn und besteht einmal in dem einfachen Nutzen einer Sache und zweitens in dem Nutzen und Besitz einer anderen Sache, die man für die erstere eintauschen kann. Ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Arten des Werthes, dem Nutzen und dem sogenannten Tauschwerth, lässt sich aber nicht nachweisen.

Es ist nach diesen Bemerkungen erklärlich, wie es kommt, dass der Nutzen so häufig als das charakteristische Merkmal des Reichthums betrachtet worden ist. Denn der Gebrauch ist in der That der eigentliche Zweck des Eigenthums und es lag daher nahe, ihn mit dem Eigenthum selbst oder mit dem Reichthum zu verwechseln. Aber eben so begreiflich ist es, dass der Tauschwerth von so vielen Schriftstellern als das eigentliche Kennzeichen des Reichthums angesehen wird. Der Nutzen ist etwas schwankendes und er wird erst dann eine bestimmte Grösse, wenn man den Nutzen verschiedener Gegenstände vergleicht. Dies geschieht aber beim Tausche und Kaufe. Wenn ein Tisch hundert Gulden kostet, so heisst dies, dass der Käufer desselben seinen Besitz und Nutzen eben so hoch schätzt, wie den Besitz und Nutzen von hundert Gulden. Der Preis oder der Tauschwerth drückt also den Nutzen einer Sache in Vergleich mit anderen Sachen aus und bietet dadurch

ein bequemes Mittel dar, um den Werth des Eigenthums zu messen. Man darf sich also nicht wundern, wenn der Reichthum gewöhnlich mit dem Tauschwerth identificirt wird.

Bedenkt man überhaupt, dass ein Besitz, der keinen Werth hat, nicht als Reichthum gelten kann, so liegt es nahe, zu glauben, dass der Werth etwas ganz anderes sei, als der Besitz oder das Eigenthum. Indess die Erfahrung lehrt, dass diese Begriffe gar nicht wesentlich verschieden sind. Es ist bekannt, dass der Werth der Dinge von der Schwierigkeit ihrer Aneignung abhängt. Und dann ist der Tauschwerth ohnehin nichts anderes, als eine besondere Art des Eigenthums. Denn wenn eine Sache zehn Thaler werth ist, so heisst dies im Grunde nur, dass der Besitzer der Sache damit Eigenthümer von zehn Thalern ist. Wir werden in einem späteren Kapitel Gelegenheit haben, diesen Punkt ausführlicher zu besprechen.

Da neben dem Nutzen und den Proprietätsrechten auch der natürliche Besitz einen wesentlichen Bestandtheil des Eigenthums bildet, so muss man fragen, ob denn Niemand darauf verfallen ist, das Wesen des Reichthums in den Besitz zu verlegen. Das älteste Werk über diesen Gegenstand, der Oikonomikos Xenophon's, geht nun allerdings von dem Gedanken aus, dass der Reichthum im Besitz der Dinge bestehe. Aber Xenophon hält diese Erklärung nicht fest, denn da der Besitz unnützer Dinge keinen Reichthum bilde, so meint er, der Reichthum möge wohl mehr im Nutzen, als im Besitz der Dinge zu finden sein. Späterhin hat Aristoteles den Preis als Merkmal des Reichthums aufgestellt. Er sagt im Anfange des vierten Buches seiner Nikomacheischen Ethik: „Reichthum nennen wir Alles, dessen Werth durch Geld gemessen wird“. Man sieht hieraus, ein wie hohes Alter unsere gewöhnlichen Definitionen des Reich-

thums besitzen. Vom Besitz aber, welcher übrigens doch nur wegen seines Nutzens oder Werthes gesucht und geachtet wird, ist in den Werken der Oekonomisten kaum die Rede gewesen.

Erst bei einem berühmten Autor der Gegenwart, bei H. C. Carey, finden wir eine Erklärung des Reichthums, die von den bisherigen Definitionen abweicht und offenbar auf den Besitz bezogen werden muss, obgleich dies der Verfasser selbst nicht einräumt. „Robinson Crusoe“, sagt Carey im siebenten Kapitel seiner Grundlagen der Socialwissenschaft, „hatte einen Bogen verfertigt und hatte also Reichthum erworben. Worin bestand aber dieser Reichthum? In dem Besitze des Werkzeugs? Gewiss nicht, sondern in der Macht, die er ihm über die natürlichen Eigenschaften des Holzes und Strickes verlieh, und die ihn in Stand setzte, die Elasticität des einen und die Zähigkeit des andern an die Stelle der Muskelconcentration zu setzen, die ihn bisher allein befähigte, sich Lebensmittel zu verschaffen.“

Nach dieser Erklärung besteht der Reichthum nicht im Besitz, sondern in der Macht, die der Besitz uns über die natürlichen Eigenschaften und Kräfte der Dinge verleiht. Es ist aber ganz unzulässig, die Macht, welche der Besitz verleiht, von diesem letzteren zu trennen und als ein selbstständiges Wesen aufzufassen. Der Besitz ist eben die Macht, körperliche Sachen und die damit verbundenen Eigenschaften zu benutzen. Wenn also der Reichthum nach Carey in der Macht besteht, die der Besitz uns über die natürlichen Eigenschaften der Dinge giebt, so besteht er eben im Besitze selbst.

Wir können nach dem Bisherigen sagen, dass alle die verschiedenen Seiten des Eigenthums von den Oekonomisten

mit dem Reichthum verwechselt worden sind. Der Reichthum besteht aber im Eigenthum selbst und in keinem seiner besonderen Momente, und die gewöhnlichen Definitionen desselben müssen daher als einseitig bezeichnet werden.

Wir beschliessen hier unsere Betrachtungen über die allgemeine Natur des Nationalreichthums und gehen nun zu den besonderen Begriffen über, auf welche man bei seiner Erklärung vorzüglich Gewicht gelegt hat. Die politische Oekonomie pflegt die Begriffe des Bedürfnisses, des Nutzens und des Tauschwerthes bekanntlich an die Spitze ihrer Untersuchungen zu stellen. Unter den Bedürfnissen werden die Triebe und Neigungen verstanden, die dem Menschen angeboren sind oder eine Folge seiner Sitten und erworbenen Bildung zu sein pflegen. Nutzen heisst die Fähigkeit der Dinge, die verschiedenen menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Tauschwerth endlich wird gewöhnlich als die Macht definirt, die eine Sache ihrem Besitzer giebt, andere Sachen dafür einzutauschen und über diese letzteren zu verfügen. Wir werden diese Erklärungen in den folgenden Kapiteln beleuchten, wollen aber schon hier einen Mangel hervorheben, der in ihnen allen wahrzunehmen ist. Nutzen und Tauschwerth stehen, wie wir so eben gesehen haben, mit dem Eigenthum in sehr naher Verwandtschaft. Auch die Bedürfnisse sind auf das engste mit dem Besitz und Eigenthum verbunden. Dies ist von den ökonomischen Schriftstellern übersehen worden, und so ist in ihrer Auffassung dieser Begriffe eine Lücke entstanden, welche deren richtige Erklärung erschwert hat. Wir wollen versuchen, dies etwas ausführlicher nachzuweisen.

Sechstes Kapitel.

Von den Bedürfnissen.

Wenn wir einen Blick auf die Oekonomie der bürgerlichen Gesellschaft werfen, so springt sogleich die Bedeutung in's Auge, welche die Bedürfnisse auf diesem Gebiete besitzen. Die Individuen und Familien, die ländlichen und städtischen Gemeinden, die Gesellschaften und die Behörden des Staates haben ihre Bedürfnisse, und die verschiedenen Zweige der Industrie, der Landbau, die Viehzucht, die Fabrikation und der Handel haben die Bestimmung, die Mittel herbeizuschaffen, um alle diese Bedürfnisse auf angemessene Weise zu befriedigen.

Aber ungeachtet der Bedeutung, welche das Kapitel von den Bedürfnissen für die Entwicklung der gesamten Volkswirtschaft besitzt, ist doch die gewöhnliche Behandlung dieses Gegenstandes von einer gewissen Dürftigkeit nicht frei zu sprechen. Denn statt die besonderen Bedürfnisse in's Auge zu fassen, welche den politischen Körper durchdringen und Bewegung und Leben unter seinen Gliedern verbreiten, haben die Oekonomisten es vorgezogen, die abstrakten Bedürfnisse des Menschen oder der menschlichen Gattung zum Gegenstande ihrer Untersuchung zu

wählen. Der Mensch als solcher ist aber kein lebendiger Bestandtheil des Gemeinwesens, sondern ein allgemeiner Begriff, und seine Bedürfnisse müssen daher einen abstrakten und einförmigen Charakter tragen. Hieraus erklärt sich die auffallende Trockenheit, welche in der herrschenden Lehre von den Bedürfnissen zu bemerken ist. Der Mensch, sagt man, bedarf der Nahrung, um sein Leben zu fristen, und der Wohnung und Kleidung, um sich gegen die Unbilden des Klima's und gegen feindliche Angriffe zu schützen. Zu diesen natürlichen Bedürfnissen sollen dann mit den Fortschritten der Cultur andere willkührliche Bedürfnisse hinzutreten, die in der moralischen und ästhetischen Bildung, in ererbten Gewohnheiten und wohl auch in Vorurtheilen ihren Grund haben. So beruhen also die Bedürfnisse nur auf allgemeinen Trieben und Neigungen. Wir haben Hunger, und bedürfen der Nahrung. Wir empfinden Frost oder Hitze, und bedürfen einer schützenden Wohnung und Kleidung. Ein verfeinerter Geschmack lässt uns nach den Gegenständen des Luxus, ein Gefühl des Schönen, ein Trieb zur Wahrheit nach den Werken der Kunst und der Wissenschaft Verlangen tragen. Die Bedürfnisse entspringen dieser Ansicht zufolge aus subjektiven Neigungen und Gewohnheiten. Sie sind allgemeiner Natur und auf allgemeine Gegenstände gerichtet.

Das Unpraktische, das in dieser Auffassung liegt, ist indess einleuchtend. Denn der Mensch überhaupt hat geringe und beschränkte Bedürfnisse. Die einfachste Nahrung, die dürftigste Wohnung und Kleidung reichen hin, unser Dasein zu erhalten. Auf diese Weise leben die sogenannten Naturvölker. Sie begnügen sich mit Wenigem, und suchen der Natur dies Wenige in beständigem Kampfe abzurufen. Auch die Thiere theilen die natürlichen Be-

dürfnisse der Menschen. Alle lebenden Wesen bedürfen der Nahrung und eines schützenden Obdachs. Die Betrachtung dieser Bedürfnisse scheint daher mehr der Naturgeschichte anzugehören und kann in der politischen Oekonomie nur eine untergeordnete Bedeutung beanspruchen.

Die Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Mitglieder tragen einen ganz verschiedenen Charakter. Sie sind keineswegs abstrakt und einförmig, sondern concret und von grosser Mannigfaltigkeit. Der wirkliche Mensch bedarf wirklicher Dinge. Er braucht nicht blos Nahrung überhaupt, sondern ganz bestimmte Nahrungsmittel, nicht blos ein Kleid im Allgemeinen, sondern diese oder jene Kleidungsstücke. So bedarf eine Person oder Familie nach Zeit und Umständen ein gewisses Quantum Brod, Fleisch und Gemüse, mehrere Pfund Zucker und Kaffee, Stoffe von Seide, Wolle oder Baumwolle, eine Wohnung von bestimmter Ausdehnung, ein einfaches oder kostbares Mobiliar und eine Menge anderer Gegenstände. Auch verknüpft sich mit dieser concreten Natur der Bedürfnisse eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit derselben. Während der eine mit einer Hütte zur Wohnung und mit einer einfachen Nahrung und Kleidung zufrieden ist, verlangt ein anderer ausgesuchte Speisen, stattliche Kleider und eine geräumige, auf das Bequemste eingerichtete Wohnung. Der grosse Kapitalist oder Grundbesitzer hat andere Bedürfnisse als der kleine Landmann oder Handwerker. Und wie viele und verschiedene Abstufungen liegen zwischen diesen Grenzen in der Mitte. Man würde kein Ende finden, wenn man die mannigfaltigen Bedürfnisse, welche das wirkliche Leben der Beobachtung darbietet, alle aufzählen wollte. Denn nicht blos die Individuen und Familien, auch die verschiedenen Gemeinden und Körperschaften, ja die Staaten selbst lassen

in Ansehung ihrer Bedürfnisse eine ausserordentliche Ungleichheit und Mannigfaltigkeit wahrnehmen.

Es ergibt sich aus diesen Betrachtungen, dass die Bedürfnisse des wirklichen Lebens nicht blos aus der menschlichen Natur entspringen, sondern in besonderen Ursachen ihren Grund haben und ihre Erklärung finden. In der That sind die wirklichen Bedürfnisse der Menschen von ihrem Reichthum abhängig. Das Einkommen oder die laufenden Geldsummen, über welche eine Person oder Gemeinde verfügen kann, sind die eigentliche Grundlage ihrer Bedürfnisse. Wer die Mittel hat, die Güter zu erwerben, welche zur Verschönerung und Veredelung des Daseins gehören, der hat gewöhnlich auch ein Bedürfniss, solche Gegenstände zu besitzen. Mit den fehlenden Mitteln verliert auch das Bedürfniss seine Grundlage. Der gewöhnliche Arbeiter, der nur einige hundert Thaler auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse wenden kann, bedarf eben deshalb eine billige Wohnung und macht auch in Ansehung seiner Nahrung und Kleidung die bescheidensten Ansprüche. Der reiche Kaufmann dagegen, welcher viele Tausende verzehren kann, braucht eine grosse, glänzend eingerichtete Wohnung, ein Landhaus, eine wohlbesetzte Tafel, reiche Kleider und Schmucksachen, Diener und Equipagen, überhaupt eine Menge Dinge, welche sich der Aermere versagen muss.

Auch die Bedürfnisse der Völker hängen auf das genaueste mit ihrem Wohlstande zusammen. Arme Völkerstämme, wie die Nomaden in den Wüsteneien und Steppen der alten Welt, die Eingeborenen Amerika's und Australiens und die Bewohner der Polargegenden, haben beschränkte Bedürfnisse und machen bescheidene Ansprüche an das Leben. Erst mit dem Aufschwunge der Industrie

*Man
B. Ludwig
Falt
Ludwig*

und der Zunahme des Nationalreichthums lernen die Völker die feineren, mannigfaltigen Bedürfnisse kennen, die wir als ein charakteristisches Kennzeichen der Kultur zu betrachten pflegen.

Diese Bemerkungen zeigen, dass die Bedürfnisse, wie sie sich im wirklichen Leben darstellen, concreter Natur sind. Sie haben den Besitz und die Benutzung wirklicher Gegenstände im Auge und gründen sich auf die Mittel, die zur Erlangung dieser Gegenstände nöthig sind. Je grösser die Mittel sind, über die wir disponiren können, desto grösser sind auch in der Regel unsere Bedürfnisse. Die Natur verlangt wenig, und erst mit der fortschreitenden Bildung und dem wachsenden Wohlstande erwachen höhere Ansprüche an die Bequemlichkeiten und Genüsse des Daseins.

Man könnte einwenden, der Einzelne müsse mit seinem Loose zufrieden sein und sich an dem Wenigen, was er hat, begnügen lassen. Doch so schön dieser Grundsatz ist, darf er doch nicht benutzt werden; um die Sorglosigkeit und Trägheit in Schutz zu nehmen. Der Mensch hat nicht die Aufgabe, sein Leben wie die unvernünftigen Thiere zu fristen. Er soll arbeiten und durch Fleiss und Thätigkeit seine Lage verbessern. Nicht allein die Erhaltung, sondern auch die Veredelung des Daseins gehört zu seiner irdischen Bestimmung. Wenn A. Smith meint, der Arbeiter müsse wenigstens so viel verdienen, als er braucht, um sich und seine Familie zu erhalten, so verweist er ihn damit eben nur auf das Minimum seiner Bedürfnisse. Allein dieses Minimum nimmt ja ohnehin jedes lebende Wesen für sich in Anspruch. Der gütige Schöpfer bietet allen seinen Geschöpfen mit dem Geschenk des Lebens zugleich auch die Mittel dar, sich und ihre Gattung zu erhalten. Dies

genügt den Thieren und entspricht der natürlichen Oekonomie derselben. Doch der Mensch ist, wie sich Aristoteles ausdrückte, ein politisches Geschöpf von Natur und daher in seinen Bedürfnissen sowohl von den Sitten und Gewohnheiten, als auch von der Industrie und dem Wohlstande der bürgerlichen Gesellschaft, der er angehört, abhängig. Während die Thiere ihrem Instinkt folgen und ihr Dasein zu fristen suchen, handelt der Mensch mit Vernunft und Ueberlegung, vermehrt sein Einkommen und veredelt seine natürlichen Neigungen. Die Bedürfnisse der Nahrung, der Wohnung und Kleidung verlieren dadurch ihren ursprünglichen Charakter, und ihre Befriedigung erfolgt auf eine Weise, die mit der Bildungsstufe der Bevölkerung übereinstimmt. Höhere Bedürfnisse reihen sich an die natürlichen, und selbst der gewöhnliche Arbeiter ist nicht zufrieden, nur für die Erhaltung seines Lebens zu sorgen, sondern er will als Mensch, auf menschliche Weise, leben. Darauf sind alle seine Anstrengungen gerichtet, und dieses Ziel haben auch die Aermsten im Auge.

Man spreche daher dem Menschen doch nicht fortwährend von einem Minimum seiner Bedürfnisse. Die politische Oekonomie muss vielmehr über den unbestimmten Begriff eines solchen Minimums, das den medicinischen Wissenschaften angehört, hinausgehen. Sie hat die fortschreitende Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft im Auge und kennt keine stationären Bedürfnisse. Der geringste Arbeiter strebe danach, so viel zu verdienen, als er kann. Er bemühe sich, seine Lage zu verbessern, seine Bedürfnisse zu erweitern und zu veredeln und seine Zukunft durch Ersparnisse zu sichern. Dieses stete Streben nach Verbesserung ehrt den Menschen, und entspricht seinem so natürlichen Verlangen nach einem vernünftigen,

menschenwürdigen Dasein. Der wohlwollende Menschenfreund erblickt darin kein Zeichen von Ungenügsamkeit. Er sieht in dem redlichen Streben des Arbeiters, seine Lage durch eigene Anstrengung zu verbessern, einen erfreulichen Beweis seiner Einsicht und Tüchtigkeit. Auch eine Regierung, die das allgemeine Beste ihrer Unterthanen im Auge hat, wird sich nicht damit begnügen, blos dafür zu sorgen, dass dieselben nothdürftig zu leben haben. Indem sie Kirchen gründet und Schulen stiftet, indem sie den Verkehr und die Produktion durch die Anlage von Strassen und Eisenbahnen, durch den Bau von Deichen und Kanälen zu unterstützen sucht, indem sie den Handel von seinen Fesseln befreit und die Hindernisse zu entfernen sucht, die sich der Entfaltung der Arbeitskraft des Landes entgegenstellen, strebt sie die Lage der gesamten Bevölkerung zu verbessern, und den Wohlstand, dessen Vermehrung die Einzelnen in Bezug auf sich in's Auge fassen, in den weitesten Kreisen auszubreiten.

Es ergiebt sich also, wenn wir das Resultat unserer Betrachtung zusammenfassen, dass es sich in den ökonomischen Wissenschaften nicht um die Bedürfnisse des Menschen im Allgemeinen, sondern um die Bedürfnisse des politischen Körpers und seiner Glieder handelt, die nur in soweit ihren subjektiven Neigungen folgen können, als sie die zu deren Befriedigung erforderlichen Mittel besitzen. Vielleicht werden die Freunde der bisherigen Theorie einigen Anstand nehmen, diesen Ansichten beizupflichten. Doch wir können auf das praktische Leben, auf den Geschäftsverkehr unter den Produzenten und Consumenten und besonders auf die Börsen der Kaufleute hinweisen, wo die Bedürfnisse in dem angegebenen Sinne verstanden werden. Diese Uebereinstimmung unserer Erklärung mit der Erfah-

rung und dem wirklichen Leben dürfte dieselbe wohl auch bei denen einigermassen rechtfertigen, die von anderen Principien ausgehen und denen die Wahrheit und der Nutzen der hier vorgetragenen Lehre nicht unmittelbar einleuchtet. Uns genügt es, ausgeführt zu haben, dass die Bedürfnisse den Besitz voraussetzen und also nicht selbst wieder das Princip des Reichthums bilden können.

Siebentes Kapitel.

V o m N u t z e n .

Das Gebiet des Nützlichen erstreckt sich in ähnlicher Weise, wie das Reich der Bedürfnisse, über alle Kreise des wirtschaftlichen Lebens. Sowohl die Erzeugnisse der Industrie und der Landwirthschaft, als auch die ländlichen und städtischen Grundstücke, die Kanäle und Landstrassen, die stehenden und fliessenden Gewässer gehören zu den nützlichen Gegenständen. Ueberhaupt hat Alles, was von den Menschen erworben, besessen, verkauft oder vermietet wird, immer nur die eine Bestimmung, auf irgend eine Weise benutzt zu werden.

Um sich eine deutliche Vorstellung von der eigentlichen Natur des Nutzens zu bilden, ist es nöthig, die Erscheinungen des praktischen Lebens ohne Vorurtheil in's Auge zu fassen. Die gewöhnliche Erfahrung lehrt, dass diejenigen Dinge als nützlich betrachtet werden, die sich wirklich benutzen lassen. Ein Fluss ist nützlich, weil er häuslichen Zwecken dient, zum Waarentransport benutzt wird und die angrenzenden Fluren bewässert. Ein Wohnhaus ist nützlich, weil es von dem Besitzer oder dritten Personen bewohnt wird, ein Kleid, weil es getragen, ein Quantum Ge-

treide, weil es consumirt oder als Aussaat zur Gewinnung neuer Erzeugnisse gebraucht wird. Und so verhält es sich mit allen übrigen Gütern. Sie sind nützlich, weil sie sich benutzen lassen und auch wirklich von den Menschen benutzt werden.

Es macht dabei keinen Unterschied, ob wir eine Sache wiederholt oder nur einmal, ob wir sie in längeren oder kürzeren Zwischenräumen benutzen. Eine Speise ist nützlich, wenn sie auch nur einmal genossen werden kann. Ein Kleid ist nützlich, mag es nun täglich oder nur zuweilen getragen werden. Felder und Wiesen gewähren einen bedeutenden Nutzen, obgleich sie nur einmal oder zweimal im Jahre einen Ertrag liefern. Der Nutzen ist überhaupt nicht von der Art und Weise, sondern von dem Faktum der Benutzung abhängig. Nur dann, wenn sich eine Sache gar nicht benutzen lässt, kann man von ihr sagen, dass sie keinen Nutzen besitze. Der fruchtbarste Boden ist in den Urwäldern Brasiliens nutzlos, die edelsten Gewächse und Holzarten haben dort keinen Nutzen, sondern harren noch der fleissigen Hände, die sie früher oder später in Besitz nehmen und für die Bedürfnisse des Handels verwenden werden. Auch in den Tiefen des Oceans und im Innern der Erde sind die werthvollsten natürlichen Erzeugnisse ohne Nutzen. Die Perlen, die auf dem Boden des Meeres liegen, die edlen und unedlen Metalle, die Kohlen, das Salz und andere Mineralien, welche noch verborgen im Schoosse der Erde ruhen, haben keinen wirklichen Nutzen für die Bevölkerung. Erst dann, wenn sie an den Tag gefördert werden und in unseren Besitz gelangen, kommt ihr Nutzen zum Vorschein und können sie den übrigen Gütern ange-reiht werden.

Wir wissen wohl, dass diese Erklärung des Nutzens

von der Vorstellung, welche man gewöhnlich mit diesem Begriffe verbindet, abweicht. Unsere ökonomischen Schriftsteller abstrahiren, wenn sie vom Nutzen reden, von der Besitznahme und wirklichen Benutzung der Dinge gänzlich. Man nennt die Steinkohle überhaupt nützlich, ohne zu fragen, ob sie in den Tiefen der Erde ruht, oder ob sie sich schon in unserem Besitz befindet. Und auf ähnliche Weise werden die verschiedenen Getreidearten und Feldfrüchte, die Wolle, das Salz, das Eisen und tausend andere Dinge als nützlich, ja als unentbehrlich bezeichnet, mögen sie nun in unserem Besitz sein oder nicht, mögen sie mangeln oder im Ueberflusse vorhanden sein. Luft und Wasser, die wir meist im Ueberflusse besitzen und daher zum grösssten Theil gar nicht benutzen können, werden gleichwohl unter allen Umständen zu den unentbehrlichen Dingen gerechnet. Auch stellt man häufig über den Nutzen der verschiedenen Güter Vergleiche an, und meint, Dinge, die zum Leben gehören, seien nützlicher, als andere. So sei das Wasser nützlicher, als der Wein, die Wolle nützlicher, als die Seide und der Weizen nützlicher, als das Gold oder das Silber. Ueberhaupt wird der Nutzen, der gewöhnlichen Theorie zufolge, nicht den einzelnen Dingen, sondern den Dingen im Allgemeinen, den Gattungen und Arten zugeschrieben. Ob ein Gegenstand benutzt wird oder nicht, bleibt bei dieser mehr abstrakten Auffassung der Sache gleichgültig.

Wir haben hier also eine doppelte Erklärung des Nutzens vor Augen liegen. Nach der Erörterung, die wir oben mitgetheilt haben, können nur solche Dinge als nützlich gelten, die wirklich von den Menschen benutzt werden. Die Benutzung setzt aber den Besitz voraus, ist an Zeit und Ort gebunden, wie dieser, und bezieht sich auf wirk-

liche Personen und Dinge. Der Nutzen, in diesem Sinne verstanden, ist kein Abstraktum, sondern ein concretes Verhältniss, eine Thatsache. Etwas anderes ist es, wenn man bei der Erklärung des Nutzens die gewöhnliche Definition desselben und den Sprachgebrauch zu Grunde legt. In diesem Falle ist der Nutzen weder an Zeit und Ort, noch an wirkliche Dinge und Personen gebunden, er hängt mit den Gattungen der Dinge zusammen und ist wie diese ein abstrakter Begriff, keine concrete Thatsache. Das wirkliche Leben kennt aber den abstrakten Nutzen eben so wenig, wie die abstrakten Bedürfnisse, und dies ist, von sonstigen Bedenken abgesehen, der hauptsächlichste Einwand, den man gegen diese so allgemein beliebte Theorie vom Nutzen erheben muss.

Man werfe nur einmal einen nüchternen Blick auf den Verkehr der bürgerlichen Gesellschaft und vergegenwärtige sich die Art und Weise, wie die Geschäfte an den Handelsbörsen, in den Kaufläden und Werkstätten und auf den öffentlichen Märkten betrieben werden. Wem wird es einfallen, eine Waare zu kaufen, die er für unnütz oder für weniger nützlich hält, als das Geld, das sie kosten soll? Wer für tausend Thaler einen Schmuck kauft, der braucht den Schmuck offenbar nöthiger, als diese Geldsumme, und wer lieber Perlen kauft, als Weizen, für den sind die Perlen ohne Zweifel nützlicher, als der Weizen. Die abstrakte Theorie rechnet Perlen und Edelsteine zu den unnützen und entbehrlichen Dingen. Im wirklichen Leben und im Geschäftsverkehr herrscht darüber eine andere Meinung. Würde der Taucher um der Perlen willen den Gefahren der Tiefe Trotz bieten, würde das Publikum ungewöhnliche Summen auf den Ankauf dieser kostbaren Waare wenden, wenn die-

*Leb-
leben
von
Lust
Freude
das
Nutzen
selbst*

*Nutzen
für
Lust
Gebrauch*

selbe in der That so unnütz wäre, wie von den Gelehrten behauptet wird?

Es liegt etwas in den Erscheinungen des wirklichen Lebens, das die Wissenschaft achten muss. Kann man der Erfahrung gegenüber ernsthaft behaupten, dass das Getreide unter allen Umständen einen grösseren Nutzen habe, als die edlen Metalle? Will man etwa mit dem Landmann rechten, der sein Korn auf den Markt bringt und dasselbe gegen Silber umtauscht? Oder will man den begüterten Mann tadeln, der eine stattliche Wohnung, ein reiches Mobiliar, werthvolle Bücher oder auserlesene Gemälde zu den unentbehrlichen Genüssen des Lebens rechnet? Ist nicht Jeder selbst der beste Richter über das, was ihm nützt und in seinem Interesse liegt? Die politische Oekonomie hat für Freiheit des Handels und der Gewerbe mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer gestritten. Kann sie wohl im Ernste daran denken, den Gemüthern Fesseln anzulegen und dem Publikum vorschreiben zu wollen, was ihm nützlich ist?

Die exakten Wissenschaften legen bei ihren Forschungen die Erfahrung zu Grunde, und sie verdanken diesem Verfahren die bewunderungswürdigen Fortschritte, welche sie in neuerer Zeit gemacht haben. Auch der Wohlstand der Völker gehört der Erfahrung an, und die Lehren der politischen Oekonomie dürfen diesen Ursprung nicht verleugnen. Die abstrakte Erklärung des Nutzens steht aber mit der Erfahrung in Widerspruch, denn im wirklichen Leben heissen nur concrete Dinge nützlich, Dinge, welche sich benutzen lassen und auch wirklich benutzt werden. Ohne die Thatsache des Besitzes ist aber eine Benutzung derselben unmöglich, und hieraus folgt, dass überhaupt nur die Gegenstände des Eigenthums einen Nutzen besitzen.

Es ist nach diesen Bemerkungen einleuchtend, dass die Eigenschaften der Dinge allein ihren Nutzen nicht erklären können. Doch soll damit die Bedeutung dieser Eigenschaften keineswegs in Abrede gestellt werden. Das Eisen verdankt seinen Nutzen ohne Zweifel dem Umstande, dass es ein ausserordentlich harter und zugleich ein dehnbarer Körper ist, dass es sich erweichen und schmelzen lässt und dass es deshalb ohne Schwierigkeit zu den verschiedensten Utensilien und Werkzeugen verarbeitet werden kann. Die Wolle ist so ungemein nützlich, weil sie sich mit Leichtigkeit spinnen und weben lässt und weil sie als ein schlechter Wärmeleiter bekannt ist. So beruht auch der Nutzen des Getreides, des Salzes und der übrigen Waaren offenbar auf deren Eigenschaften. Und dies gilt auch von den unbeweglichen Gütern. So verschieden das Land, das Wasser, die Luft und das Sonnenlicht sich in ihren Eigenschaften darstellen, so verschieden ist auch die Art und Weise ihrer Benutzung. Wenn das Land durch seine Festigkeit und Ausdehnung der Bevölkerung Raum zum Aufenthalt und zu einer mannigfaltigen Thätigkeit darbietet, wenn besonders sein Reichthum an Pflanzen, Thieren und Mineralien eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes für die Bewohner bildet, so ist dagegen das Wasser ein unentbehrlicher Nahrungsstoff für alle Geschöpfe und kann zugleich seiner Flüssigkeit und Beweglichkeit wegen als Transportmittel und bewegende Kraft dienen. Auch die Luft, das Licht und die Wärme der Sonne haben ihre besonderen Eigenschaften, welche ihnen einen hohen Werth geben und sie zur Befriedigung der verschiedenartigsten Bedürfnisse geeignet machen.

Wenn aber eine Benutzung der Dinge ohne die nützlichen Eigenschaften derselben nicht möglich ist, so setzt

doch der wirkliche Gebrauch von der anderen Seite auch voraus, dass die Dinge sich in unsrer Gewalt befinden. Thiere, die frei umherschweifen, wild wachsende Pflanzen, Mineralien in den Tiefen der Erde, überhaupt Gegenstände, die ausser dem Bereich der menschlichen Herrschaft liegen, müssen als unnütz betrachtet werden. Erst wenn sie in unseren Besitz gelangen, fangen sie an, einen Nutzen zu haben. Der natürliche Besitz ist also eine wesentliche Bedingung des Nutzens. Ueberhaupt hat Alles, was die Menschen besitzen, den Zweck, früher oder später benutzt zu werden, und nicht selten kann schon in dem blossen Besitz der Dinge der Anfang ihrer Benutzung nachgewiesen werden.

Am deutlichsten fällt die enge Verbindung zwischen dem Besitz und Gebrauch der Dinge in's Auge, wenn wir uns noch einmal an die juristische Auffassung des natürlichen Besitzes erinnern. Der Titel der Digesten de acqui-
renda et amittenda possessione (D. 41. 2) zeigt, dass die Römer mit dem Begriffe der Detention die Vorstellung von der möglichen Benutzung der Dinge verbunden haben. So besitzen wir ihrer Ansicht nach Tauben und andere zahm gemachte Thiere, so lange sie bei ihren Ausflügen die Gewohnheit beibehalten, heimzukehren, weil wir dadurch in den Stand gesetzt werden, über sie zu verfügen. Auch der Besitz im weiteren Sinne oder das Eigenthum muss dem Gebrauche vorhergehen. Denn es liegt auf der Hand, dass man eine Sache nur dann benutzen kann, wenn man als Eigenthümer oder als Stellvertreter des Eigenthümers zu ihrer Benutzung berechtigt ist.

Wenn daher im gemeinen Leben das Getreide, das Eisen, die Baumwolle und die übrigen Güter ohne weiteres nützlich heissen, so ist dies eine bequeme und einfache,

aber keine völlig angemessene Ausdrucksweise, da der Nutzen im Grunde doch nur dem Besitz der Sachen zuzuschreiben ist. Derselbe ist kein Prädikat der Dinge, sondern ein Prädikat des Besitzes oder des Eigenthums. Diese Wahrheit ist vor Allem festzuhalten, wenn man sich einen richtigen und klaren Begriff von der Natur des Nutzens bilden will.

Es muss schliesslich bemerkt werden, dass wir in der Geschichte der politischen Oekonomie gewöhnlich nur der abstrakten Auffassung des Nutzens begegnen. Rau erwähnt in seinem bekannten „Lehrbuche der politischen Oekonomie“ allerdings den concreten Nutzen ausdrücklich, aber er sieht darin nichts, als eine besondere Art des Nutzens und lässt daneben auch die abstrakte Definition dieses Begriffes gelten. J. B. Say fasste das praktische Leben schärfer in's Auge und versuchte es, den Nutzen, wie er in der Wirklichkeit verstanden wird, in die Wissenschaft einzuführen. Zwar ist ihm die Bedeutung entgangen, welche der Besitz für diese Lehre hat, und seine Erklärung leidet daher an einiger Unbestimmtheit. Doch der blosse Versuch, von der gewöhnlichen Theorie abzuweichen, genügte schon, einen lebhaften Widerstand gegen ihn wach zu rufen. Vor Allen ist es Malthus gewesen, der sich in seinen Definitionen nicht ohne Heftigkeit gegen Say ausgesprochen hat, indem er der neuen Erklärung des Nutzens die Autorität A. Smith's und seine bekannten, in dem Vorwort zu den Definitionen enthaltenen, vier Regeln entgegen stellte. Say hat diesen Angriff nicht so, wie er es gekonnt hätte, beantwortet, und auch der französische Uebersetzer der Definitionen ist darüber mit Stillschweigen hinweggegangen. Wir denken aber, dass Say in diesem Falle gegen Malthus und auch gegen A. Smith in seinem Rechte war.

Wir sprechen hier von einem alten Streite und von vergangenen Zeiten. Ein lebendiges Interesse für die allgemeinen Fragen der Wissenschaft war damals nicht minder, als in unseren Tagen, unter den Oekonomisten verbreitet, doch die Autorität A. Smith's wirkte lähmend auf die selbstständige Forschung und hinderte die unbefangene Prüfung der Thatsachen. Darin hat sich jetzt manches geändert. Malthus könnte wohl in unsrer Zeit nicht mehr den Vorschlag machen, wichtige Fragen der Wissenschaft durch einen Areopag europäischer Notabilitäten endgültig entscheiden zu lassen. An die Stelle des Autoritätsglaubens und der Ehrfurcht vor dem Sprachgebrauch scheint immer mehr die Beobachtung der Thatsachen zu treten, und es steht zu erwarten, dass auch die schwierige Theorie vom Nutzen immer sorgfältiger untersucht und weiter aufgeklärt werden wird.

Achtes Kapitel.

Vom Tauschwerthe.

Während die Besitzer zweier Gegenstände dieselben gegen einander umtauschen, legen sie ihnen einen gleichen Werth bei, und die eine Sache bezeichnet den Tauschwerth der andern. Wird ein Tisch gegen ein Kleid umgetauscht, so bezeichnet das Kleid den Tauschwerth des Tisches und der letztere den Werth des Kleides. Wenn eine Sache gegen Geld umgetauscht wird, so heisst der Tausch Kauf und der Tauschwerth der Sache heisst ihr Preis. Der Kauf ist also eine besondere Art der Tausches und der Preis eine besondere Art des Tauschwerthes. Wir werden uns hier vorzüglich mit dem Tauschwerthe beschäftigen und auf den Preis in einem späteren Kapitel zurück kommen.

Um die Natur des Tauschwerthes zu erklären, haben wir vor Allem die Frage zu beantworten, was man unter dem Tausche selbst zu verstehen hat. Die Lehrbücher der politischen Oekonomie geben uns darüber keinen Aufschluss. Denn so viel sich auch die Oekonomisten von jeher mit dem Tauschwerth beschäftigt haben, ist die Frage nach der Natur des Tausches doch kaum ernstlich von ihnen in Betracht gezogen worden. Wenn wir uns daher über den

Tausch unterrichten wollen, müssen wir uns an die Juristen wenden, deren Lehren darüber gründlichen Aufschluss geben und an Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Tausch und Kauf sind in den Augen der Rechtsgelehrten keine bloß äusserlichen Uebertragungen von Sachen, sondern Verträge, mittelst deren sich die Besitzer zweier Gegenstände verpflichten, einander gegenseitig ihr Eigenthum an denselben abzutreten. Es handelt sich also beim Tausche nicht um einen Wechsel von Sachen, sondern um einen Wechsel dinglicher Rechte. So wird insbesondere der Kauf in den römischen Rechtsquellen immer als eine gegenseitige Uebertragung des Eigenthums angesehen. Gekaufte Sachen, heisst es, werden sogleich oder mit der Bezahlung des Kaufschillings Eigenthum des Käufers (§§. 40—44 Inst. II. 1. L. 19 D. 18. 1.). Daher auch alle Dinge, die man haben, besitzen oder erwerben kann, gültiger Weise verkauft werden können (L. 34 §. 1 D. 18. 1.). Der Tausch unterscheidet sich aber vom Kaufe nicht wesentlich, nur tritt bei ihm eine Waare an die Stelle des Kaufschillings (L. 1 §. 1 und L. 2 D. 19. 4.). Diese Auffassung der Rechtsgelehrten wird auch von der Erfahrung bestätigt. Denn im bürgerlichen Verkehr sind Tausch und Kauf jederzeit von einem Wechsel des Besitzes begleitet. Wenn Jemand Wolle gegen Tabak umtauscht, so wird er damit Eigenthümer des Tabaks und der Eigenthümer dieses letzteren wird dagegen Eigenthümer der Wolle. Von den unbeweglichen Gütern gilt das nämliche. Wenn ein ländliches Grundstück gegen ein Haus vertauscht wird, so wird der Besitzer des Landgutes Eigenthümer des Hauses, und der Besitzer des Hauses wird dagegen Eigenthümer des Landguts. Wird das Grundstück verkauft, so tritt Geld

an die Stelle des Hauses und wechselt gleich dem Grundstück seinen Besitzer.

Diese Bemerkungen werden vielleicht dem Leser zu einfach scheinen und als selbstverständlich betrachtet werden. Wir mussten sie aber hervorheben, weil sie bisher übersehen worden sind. Denn unsere ökonomischen Schriftsteller betrachten den Tausch nicht als einen Wechsel des Eigenthumes, sondern huldigen allgemein der Ansicht, dass es sich beim Tausche und Kaufe nur um einen Wechsel von Sachen handelt. Diese Vorstellung ist aus der Ausdrucksweise des gewöhnlichen Sprachgebrauchs hervorgegangen. Im gemeinen Leben sagt man freilich, dass Zucker, Kaffee, Eisen, Baumwolle verkauft oder gegen andere Waaren umgetauscht werden, und man hat daraus den Schluss gezogen, dass es sich bei diesen Verträgen in der That um blosse Sachen handle. Man wird uns indess wohl einräumen, dass der Sprachgebrauch hier nicht maassgebend sein kann. Denn wenn im Leben auch gewöhnlich nur von einem Tausch oder Kauf von Sachen die Rede ist, so denkt man dabei doch immer an eine Uebertragung des Eigenthums. Dies ist wohl zu wenig beachtet worden. Die ökonomischen Schriftsteller sehen im Tausche nichts, als einen Umtausch von Sachen und betrachten auch den Tauschwerth nicht als ein Attribut des Eigenthums, sondern als ein Attribut der Dinge. Aus dieser Auffassung ist auch die Lehre von den immateriellen Gütern hervorgegangen. Denn indem man den Zusammenhang übersah, der zwischen dem Tauschwerth und dem Eigenthum stattfindet, kam man dahin, den immateriellen Dingen einen Werth zuzuschreiben, und sie, als ob sie selbstständige Wesen wären, unter die Bestandtheile des Nationalreichthums aufzunehmen.

Auch A. Smith war, ungeachtet seiner Einsicht in die

Bildungsgesetze des Preises, über die allgemeine Natur des Tausches und des Tauschwerthes im Unklaren. Er erklärt im zweiten Kapitel des ersten Buches seiner Untersuchungen, „der Mensch habe den natürlichen Hang, Handel zu treiben und Sachen gegen andere Sachen umzutauschen. Ob dieser Hang angeboren und nicht weiter zu erklären sei, oder ob er, wie wohl anzunehmen, in der Vernunft und Sprache seinen Grund habe, müsse dahingestellt bleiben. Jedenfalls sei der Hang zu tauschen allen Menschen gemein, bei den Thieren aber nicht wahrzunehmen.“ Man sieht hieraus, dass der berühmte Verfasser von der Natur des Tausches keinen deutlichen Begriff gehabt hat. Denn wenn er die Erklärungen der Juristen über diesen Gegenstand gekannt hätte, so würde er den Tausch nicht auf eine Art Naturtrieb zurückgeführt haben. Dass die Thiere keinen Tausch eingehen können, ist dagegen selbstverständlich und unbestreitbar. Denn die Thiere sind keine Personen, und können also auch kein Eigenthum erwerben und keine Verträge schliessen.

Auch in Bezug auf den Tauschwerth theilt A. Smith das gewöhnliche Missverständniss. Er nimmt bekanntlich an, dass die Dinge einen doppelten Werth haben, den Gebrauchswerth, oder den Werth, den sie beim Gebrauche besitzen, und den Tauschwerth oder den Werth, den sie beim Tausche besitzen. Nutzen und Tauschwerth sind also, wie er glaubt, Prädikate, die wir den Dingen beilegen. Und seine Anhänger sind von jeher derselben Meinung gewesen. Wir wollen nur Say, Storch, Malthus und Ricardo unter den älteren, Rau und Mill unter den neueren nennen. Diese Autoren haben sich eingehend mit dem Tauschwerth beschäftigt, ohne das Eigenthum bei ihren Untersuchungen über diesen Gegen-

stand zu erwähnen. Hier ist also in der bisherigen Theorie vom Tauschwerthe und Preise eine offenbare Lücke wahrzunehmen, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen mussten.

Wir haben bisher von den Gegenständen gesprochen, denen der Tauschwerth anhängt, und uns überzeugt, dass der Werth nicht den Dingen selbst, sondern dem Besitz der Dinge zugeschrieben wird. Wir wollen nun die Dinge betrachten, welche den Tauschwerth bilden. Auch diese Dinge sind ein Gegenstand des Besitzes, denn wenn eine Waare zehn Thaler kostet, so heisst dies, dass der Kaufmann durch den Verkauf der Waare Eigenthümer von zehn Thalern wird. Man kann den Werth also überhaupt als eine Anweisung auf das Eigenthum dritter Personen ansehen. Je werthvoller die Dinge sind, desto reicher sind die Eigenthümer derselben an solchen Anweisungen, und da jede liquide Anweisung ein reeller Besitz ist, so ist der Tauschwerth selbst im Grunde nichts anderes, als eine besondere Art des Eigenthums.

Man wird vielleicht diesen Satz für paradox halten, und wir wollen daher den Versuch machen, seine Wahrheit näher zu begründen. Wir erinnern deshalb an die allgemeinsten Formen des Tauschwerthes, an die sogenannten Werthpapiere, die Wechsel, die gewöhnlichen Schuldverschreibungen, die Staatspapiere und Aktien, und an andere Effekten. Wer wollte leugnen, dass dergleichen Papiere ein wirkliches Eigenthum, ja nicht selten einen grossen Reichthum bilden? Wer einen guten Wechsel von zehntausend Thalern besitzt, der ist Eigenthümer von zehntausend Thalern und gilt allgemein dafür. Er besitzt freilich nur ein Papier oder ein Versprechen, das zehntausend Thaler werth ist, allein dieser Werth eben ist die Geld-

summe selbst, und der Eigenthümer des Wechsels ist damit auch Eigenthümer des Geldes. So wird die Sache im Geschäftsleben angesehen und so muss sie auch in der Theorie aufgefasst werden. Der Werth eines Wechsels, einer Aktie oder einer Schuldverschreibung überhaupt ist eine wirkliche Geldsumme und den übrigen Arten des Eigenthums gleich zu achten.

Die gewöhnlichen Gegenstände, die einen Werth haben, die Häuser und die ländlichen Grundstücke, das Getreide und die übrigen Waaren sind zwar etwas anderes, als Werthpapiere. Sie besitzen ihre besonderen Eigenschaften und können zu den verschiedenartigsten Zwecken benutzt werden. Aber insofern sie einen Tauschwerth haben und leicht verkäuflich sind, kann man auch von diesen Gegenständen sagen, dass ihr Besitz dem Besitz einer gewissen Geldsumme gleich zu achten ist und dass ihr Werth also eine gewisse Art Eigenthum darstellt. Wenn ich für mein Haus ein ländliches Grundstück eintauschen kann, so besitze ich in diesem Hause und seinem Werthe ebenso gut eine Anweisung auf das Grundstück, als ob mir dasselbe von dem Besitzer wirklich verschrieben wäre. Wer ein Landgut hat, das hunderttausend Thaler werth ist, der besitzt damit in der That ein Vermögen von hunderttausend Thalern. So ist also der Werth einer Sache eine Art Wechsel, und wie jeder gute Wechsel einer Summe Geldes oder einem wirklichen Eigenthum gleich zu achten.

Es ergiebt sich aus dieser Erörterung, dass der Tauschwerth einerseits ein Attribut des Besitzes ist, dass derselbe aber andererseits, in Verbindung mit der Sache, der er anhängt, selbst eine Art Besitz oder Eigenthum darstellt. Vielleicht wird der Leser nach dem Nutzen dieser Erklärung fragen. Wir antworten, dass ein klarer Begriff für

die Wissenschaft nicht ohne Werth ist. Und was den vorliegenden Fall betrifft, so kann die hier gegebene Erklärung des Tauschwerthes vielleicht bei den Anhängern der älteren Theorie zu einem richtigen Verständniss des Nationalreichthums beitragen. Denn der Reichthum besteht der gewöhnlichen Ansicht nach in Dingen, die einen Tauschwerth haben. Da ein Tauschwerth aber, wie wir sahen, nur solchen Dingen zukommt, die in unsrem Besitz sind, so muss auch der Reichthum offenbar mit dem Eigenthum zusammenfallen und der Reichthum einer Nation kann also in nichts anderem, als in ihrem Eigenthum bestehen. Auf diese Weise finden wir in der Natur des Tauschwerthes eine Bestätigung der Erklärung, die wir im ersten Kapitel unserer Abhandlung vom Nationalreichthum gegeben haben.

Ehe wir diesen Gegenstand verlassen, bleibt uns eine Frage zu beantworten, mit der sich die Gelehrten von jeher auf das angelegentlichste beschäftigt haben. Wir meinen die Unterscheidung, welche allgemein zwischen dem Nutzen oder dem Gebrauchswerth der Dinge und zwischen deren Tauschwerth gemacht wird. A. Smith stellt diese beiden Werthe bekanntlich einander ohne weiteres gegenüber. Er erklärt im vierten Kapitel des ersten Buchs seiner Untersuchungen, „dass die Dinge, die einen hohen Gebrauchswerth haben, oft gar keinen oder nur einen geringen Tauschwerth besitzen, und dass Dinge von geringem Nutzen dagegen oft beim Tausche ausserordentlich hoch geschätzt werden. Nichts sei nützlicher, als Wasser, das gar keinen oder nur einen geringen Werth habe. Ein Edelstein dagegen nütze wenig, besitze aber einen hohen Werth im Handel. Nutzen und Tauschwerth seien also ganz verschiedene Begriffe.“ Diese Ansicht ist von den Oekonomisten allgemein adoptirt und von vielen als ein Grunddogma der po-

litischen Oekonomie betrachtet worden. David Ricardo stellte sie einst an die Spitze seiner Principien. Aber worauf gründet sie sich eigentlich? Die ganze viel besprochene Unterscheidung zwischen dem Gebrauchswerth und Tauschwerth stützt sich auf die wenigen Beispiele, welche A. Smith zu ihrer Begründung anführt und die wir so eben erwähnt haben. Und wie wenig beweisen doch, genau betrachtet, diese Beispiele. Schon de Quincey hat in seiner „Logik der politischen Oekonomie“ bemerkt, dass Perlen und Edelsteine in den Augen der Welt einen ungleich höheren Nutzen besitzen, als der schottische Gelehrte voraussetzt, und J. St. Mill hat keinen Anstand genommen, ihm beizupflichten. Die geehrten Autoren sind indess hier auf halbem Wege stehen geblieben. Denn auch das Wasser ist kein glückliches Beispiel. Wenn A. Smith sagt, dass nichts nützlicher sei, als das Wasser, so lässt sich zwar wenig dagegen einwenden, aber eben so wahr ist es doch auch, dass nichts überflüssiger, ja verderblicher ist, als das Wasser. Im gemeinen Leben sind alle diese Ausdrücke gebräuchlich.

Man begeht aber einen Missgriff, wenn man die Ausdrücke des gemeinen Lebens in wissenschaftlichen Untersuchungen berücksichtigt. Sie gehören dem gewöhnlichen Sprachgebrauch an, und sind hier ungeachtet ihrer Widersprüche und ihrer Unbestimmtheit vollkommen verständlich, können aber keine ernstere Beachtung beanspruchen.

Das Verhältniss zwischen dem Nutzen und Tauschwerth hängt von der Erklärung ab, die dem Nutzen gegeben wird. Nehmen wir den Nutzen abstrakt, so ist seine Unterscheidung von dem Tauschwerthe gerechtfertigt. Wird dagegen der Nutzen concret verstanden, so kann von einem wesentlichen Unterschied zwischen dem Nutzen und Tauschwerth nicht die Rede sein. Denn der concrete Nutzen fällt

mit dem Besitz und mit dem Werthe des Besitzes zusammen und bildet so die Grundlage des Tauschwerthes. Dass dies aber die einzige, haltbare Erklärung des Nutzens ist, haben wir im vorigen Kapitel ausgeführt.

Doch den wichtigsten Einwurf gegen die hergebrachte Unterscheidung des Nutzens und Tauschwerthes bietet die Erfahrung und das wirkliche Leben dar. Eine Waare ist in den Augen des Käufers wenigstens ebenso nützlich, als der Preis, den er dafür entrichtet, und der Preis ist in den Augen des Verkäufers ebenso nützlich, als die Waare selbst. In der Wirklichkeit ist also kein Unterschied zwischen dem Tauschwerth und dem Nutzen vorhanden.

Handwritten note:
 Haupt
 Punkt
 des
 Systems

Neuntes Kapitel.

Von den latenten Werthen.

Wenn eine Sache umgetauscht oder verkauft wird, so wird ihr Werth mit dem Werth einer anderen Sache verglichen und erhält dadurch einen bestimmten Ausdruck. Besonders ist der Verkauf dazu geeignet, die verschiedenartigsten Gegenstände und Werthe unter einander in Vergleich zu stellen. Denn da Alles für Geld feil ist, so wird der Werth aller Dinge mittelst des Geldes gemessen und die Preise der verschiedenen Waaren können dadurch mit einander verglichen werden. So besitzt also Alles, was vertauscht oder verkauft wird, seinen bestimmten Tauschwerth oder Preis, und der Werth der Dinge kommt überhaupt mit Hülfe des Tausches oder des Kaufes zum Vorschein.

Doch der Tausch ist an eine bestimmte Zeit gebunden und offenbart also den Werth, welchen eine Waare an einem gewissen Orte besitzt, nur vorübergehend. Vor dem Tausche und nach dessen Abschluss ist der Werth der Dinge nicht mehr derselbe, der er im Augenblicke des Tausches gewesen ist, und es bedarf immer wieder eines neuen Tausches, um ihn mit vollkommener Genauigkeit zu ermitteln. Ein Quantum Getreide, das der Besitzer in seiner Scheuer

aufbewahrt, hat ohne Zweifel einen namhaften Werth, doch dieser Werth kommt erst dann in bestimmter Gestalt zum Vorschein, wenn das Getreide an den Markt gebracht und wirklich verkauft wird. Ein Centner Wolle hat an einem gewissen Markte seinen bestimmten Preis, aber nur momentan. In den Händen des Fabrikanten verbirgt sich sein Werth und kommt nie mehr völlig rein zum Vorschein. Besonders erhalten die Dinge einen latenten Werth in dem Augenblicke, wo sie in die Hände des Publikums übergehen, da sie nun der Consumption anheimfallen und dem Verkehre entzogen werden.

Man wird sich aus diesen Bemerkungen überzeugen, dass der Tauschwerth und der Preis der Dinge zwar vorübergehend durch den Tausch oder Kauf an den Tag kommt, sonst aber eine Neigung zeigt, sich zu verbergen und den Charakter eines latenten Werthes anzunehmen. Je mehr eine Sache dem Verkehr entzogen wird, desto mehr tritt auch ihr Tauschwerth in den Hintergrund zurück. Derselbe verschwindet nicht, er verbirgt sich nur, er wird latent, kann jedoch bei Gelegenheit wieder zum Vorschein kommen.

Wenn schon die gewöhnlichen Gegenstände des Verkehrs mehr oder weniger deutliche Spuren latenter Werthe zeigen, so ist dies noch mehr bei denjenigen Dingen der Fall, die ihrer Natur nach gar nicht für den Verkehr bestimmt sind. Wir meinen die öffentlichen Denkmäler der Baukunst und der Skulptur, die Kirchen und Schulen, die Brücken, Landstrassen und Eisenbahnen, die Häfen und Deiche, die Kanäle und Wasserleitungen. Alle diese öffentlichen Bauwerke haben gewöhnlich bedeutende Summen gekostet, ihr Werth konnte anfangs mit Genauigkeit angegeben werden, derselbe hat sich aber im Laufe

der Zeit verändert und den Blicken verborgen, und entzieht sich am Ende der Berechnung. Auch die Anpflanzungen und Anlagen der Städte, ihre Strassen und ihre öffentlichen Plätze haben einen unbestrittenen Werth, der aber verborgen bleibt, und nur in den seltenen Fällen, da dergleichen Grundstücke von den städtischen Behörden verkauft werden, zum Vorschein kommt. Diese Beispiele würden sich, wenn es nöthig wäre, noch vielfach vermehren lassen. Sie scheinen aber genügend, um die Annahme von dem Dasein latenter Werthe neben dem eigentlichen Tauschwerth und Preis der Dinge zu rechtfertigen.

Da der Werth ein Prädikat des Besitzes ist, so sind die Dinge, die einen Tauschwerth haben, selbstverständlich Gegenstand des Besitzes. Dasselbe gilt auch von den latenten Werthen, die ja, wie wir eben gezeigt haben, gar nicht wesentlich vom Tauschwerth verschieden sind. Es ist also anzunehmen, dass die Dinge, die einen latenten Werth haben, ebenfalls zu den Gegenständen des Eigenthums oder des Besitzes gehören.

Wenn daher die Frage aufgeworfen wird, ob gewisse Dinge unser Eigenthum bilden und zum Nationalreichthum gerechnet werden müssen, so lässt sich dies, wenn ein directer Beweis nicht leicht zu führen ist, auch auf einem indirecten Wege entscheiden. Denn wenn wir zeigen können, dass dergleichen Gegenstände einen Tauschwerth oder einen latenten Werth haben, so folgt daraus von selbst, dass dieselben dem Gebiete des Eigenthums und des Nationalreichthums angehören. Wir werden uns im folgenden Kapitel dieser Methode bedienen, um die ökonomische Stellung der Bevölkerung ins Licht zu setzen, wollen aber zuvor noch einmal auf einen früher schon besprochenen Gegenstand zurückkommen.

Wir haben im zweiten Kapitel dieser Untersuchungen nachgewiesen, dass die sogenannten freien Güter zu dem wirklichen Eigenthum einer Nation gehören. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, dürfte es indess von Interesse sein, eine weitere Bestätigung dieser Ansicht zu finden, und wir wollen daher in der Kürze zu zeigen suchen, dass die freien Güter einen latenten Werth besitzen und auch aus diesem Grunde zu den Bestandtheilen des Nationalreichthums gerechnet werden müssen.

Wir haben dabei vorzüglich die fliessenden Gewässer und Seen, das Meer, die Luft, das Licht und die Wärme der Sonne im Auge. Diese Güter scheinen beim ersten Anblick freilich wenig geeignet, Gegenstand des Tausches zu werden. Wenn aber aus diesem Grunde im gewöhnlichen Leben nicht leicht von ihrem Tauschwerth oder Geldwerth die Rede ist, so würde man doch wohl zu weit gehen, wenn man ihnen einen solchen Werth unbedingt absprechen wollte. Denn warum sollte ein Bach oder ein Fluss nicht eben so gut einen dem Gelde analogen Werth haben, wie ein Kanal oder eine Wasserleitung, die sie doch nur nothdürftig ersetzen können? Oder warum sollte das natürliche Fahrwasser eines dem Verkehre dienenden Flusses ganz werthlos sein, da dessen Erhaltung oder Verbesserung gewöhnlich namhafte Summen in Anspruch nimmt? Die reichen Handelsplätze an den Ufern und Mündungen der grossen europäischen Ströme kennen deren Werth wohl, und würden für ihren unverkümmerten Besitz, wenn er jemals gefährdet wäre, unbedenklich Millionen zum Opfer bringen. Diese Summen könnten nöthigenfalls einen annähernden Begriff von dem Werthe unsrer Ströme geben. Wer wollte also behaupten, dass ein europäischer Strom, oder dass das Meer, die grosse Strasse des Welthandels und die

reiche Domäne der Küstenbewohner, gar nichts, das heisst weniger werth wäre, als eine unbedeutende Geldsumme?

Nicht in allen Fällen ist die Sache so einleuchtend. Von dem latenten Werthe der Luft können indess die Summen, welche besonders Toskana in neuerer Zeit auf die Trockenlegung seiner Maremmen gewandt hat, einen Beweis liefern, und in einem kleineren Maassstabe zeugen dafür die Ausgaben, welche jeder verständige Hausvater dem Besitz einer luftigen und gesunden Wohnung willig zum Opfer bringt. Und auf ähnliche Weise können die Ausgaben für Holz und Licht, für warme Kleidung und für eine sonnige Wohnung von dem Werthe des Sonnenlichts und der Sonnenwärme einen Begriff geben. Dieser Werth wird besonders von den ärmeren Klassen auf das Lebhafteste empfunden. A. Smith macht irgendwo die Bemerkung, dass der Lohn der arbeitenden Bevölkerung im Sommer höher ist, als im Winter, wo die Sorge für Holz und Licht und die Ausgaben für eine wärmere Kleidung ungewöhnliche Kosten verursachen. Dieser höhere Lohn deutet den Werth an, den das Licht und die Sonnenwärme für die Arbeiter besitzen.

Diese Erklärungen können zum Beweis dienen, dass die sogenannten freien Güter in ökonomischer Beziehung von den übrigen nicht wesentlich verschieden sind. Ihr Werth kann freilich mit Genauigkeit nicht angegeben werden. Doch dies kommt nicht von ihrer Werthlosigkeit her, sondern erklärt sich ganz einfach aus dem Umstande, dass diese Güter dem Verkehr entzogen sind. Sie besitzen aber einen latenten Werth und müssen in Verbindung mit dem Territorium als Bestandtheile des Nationalreichthums betrachtet werden.

Zehntes Kapitel.

Vom latenten Werth der Bevölkerung.

Das interessanteste Beispiel latenter Werthe bietet ohne Zweifel die Bevölkerung dar. Wenn der Mensch auch als moralisches Wesen über die natürlichen Geschöpfe weit erhaben ist, so erscheint er auf dem ökonomischen Gebiete, mit der Natur und dem Kapital vereint, doch nur als ein einfacher Faktor der Produktion, und nimmt als solcher, seiner moralischen Würde unbeschadet, einen ökonomischen Werth in Anspruch. Dieser Werth kann aber natürlich nur ein latenter sein, da zwar Sklaven gekauft oder verkauft werden, freie Menschen aber der Natur der Sache nach nimmermehr ein Gegenstand des Kaufes werden können. Wir wollen nun im Folgenden zu beweisen suchen, dass in den einzelnen Menschen, wie in der Bevölkerung eines Landes überhaupt, wirklich ein latenter Werth verborgen liegt.

Wir können dabei von dem Institute der Sklaverei ausgehen. Nehmen wir an, dass ein Pflanzer in den spanischen Colonien einem seiner Sklaven unentgeltlich die Freiheit schenkt. Der Werth des Sklaven geht damit für den Herrn verloren, es ist aber kein Grund vorhanden, anzuneh-

men, dass derselbe mit der Freilassung ganz verschwindet. Er bleibt vielmehr in der Arbeitskraft und Persönlichkeit des Freigelassenen ungestört fortbestehen. Der Sklave ist nun sein eigener Herr geworden und sein Werth ist aus den Händen seines Herrn in seine eigenen Hände übergegangen.

Ein Beispiel von grösserem Umfange bietet die neuere Geschichte von Grossbritannien dar. Die englische Regierung hob im Jahre 1834 bekanntlich in ihren sämtlichen Colonien die Sklaverei auf. Sie bewilligte den Eigenthümern der Sklaven, als Entschädigung für deren Freilassung, eine Summe von 20 Mill. Pfd. Sterling. Dieses Geld gelangte in die Hände der Plantagenbesitzer, man kann aber keineswegs behaupten, dass sie es gewonnen hätten. Sie hatten ihren Sklaven die Freiheit gegeben und damit eine grössere Geldsumme verloren, als diejenige war, welche die Regierung ihnen bewilligte. Man darf also fragen, wo die erwähnten zwanzig Millionen geblieben sind. Der Staat hat offenbar diese Summe verloren, doch die Pflanze haben sie nicht genommen, da sie dafür einen höheren Werth hinzugeben genöthigt waren. Man muss also wohl annehmen, dass das Geld, oder der Werth des Geldes, in die Hände der Sklaven gekommen ist, denen die Freiheit und damit zugleich auch die Geldsumme geschenkt worden ist, welche der Staat für ihre Freiheit geopfert hat.

Es ergiebt sich aus diesen Betrachtungen, dass die Freiheit einen Geldwerth hat, und dass der Freigelassene in der ungehinderten Verfügung über seine persönlichen Kräfte und Fähigkeiten ein reelles Kapital besitzt. Zugleich liegt es nahe, diesen Gedankengang weiter zu verfolgen und unseren Satz auf die Bevölkerung überhaupt anzuwenden. Denn wenn der Sklave, der die Freiheit er-

halten hat, einen latenten Werth besitzt, so wäre es ungerrecht, dem freien Arbeiter, der die nämliche Arbeit verrichtet, und der dem Freigelassenen gewiss nicht nachsteht, einen solchen Werth abzusprechen. Man muss also annehmen, dass ein jeder, der von seiner Arbeit lebt, einen gewissen Geldwerth hat. Und wie dies von den gewöhnlichen Arbeitern gilt, ebenso und noch mehr wird es auch von den geschickten Handwerkern, von den kenntnissreichen Geschäftsleuten, von den Beamten des Staates und überhaupt von den gebildeten und mit einer nützlichen Arbeit beschäftigten Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft gelten müssen. Sie alle haben einen latenten Werth, und die arbeitsfähige Bevölkerung eines Landes muss also eben so gut, wie die sachlichen Güter, zu den Bestandtheilen des Nationalreichthums gerechnet werden.

Man wird vielleicht einwenden, dass wir etwas zu weit gehen, wenn wir den Menschen als ein wirkliches, in Geld abschätzbares, Kapital betrachten und ihn den übrigen Kapitalien in ökonomischer Beziehung gleichstellen. Doch behaupten wir im Grunde nichts Neues. Wir sagen nur mit grösserer Bestimmtheit und Klarheit, was schon manche Andere ausgesprochen oder als Vermuthung angedeutet haben. Namentlich war A. Smith, wie wir schon erwähnt haben, der Meinung, dass der Mensch in seinen natürlichen Kräften und erworbenen Geschicklichkeiten und Kenntnissen eine Art von Kapital besitze. Diese Ansicht ist von Say und Gioja, von Hildebrand und anderen Autoren wiederholt worden, und wir weichen nur darin von der herrschenden Meinung ab, dass wir der Bevölkerung einen wirklichen, wenn auch nur latenten, Geldwerth zuschreiben.

Allein auch dieser Ansicht begegnen wir in einer verhältnissmässig frühen Zeit in der Geschichte der Wissen-

schaften. Der berühmte Mathematiker Daniel Bernoulli hat schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in seiner Abhandlung über das moralische Vermögen (*Commentarii academiae Petropolitanae* P. V. p. 175 sqq.) den Satz ausgesprochen, dass jeder Mensch in seinen persönlichen Erwerbsquellen ein bestimmtes Geldkapital besitze. Er bemerkt, dass auch der Aermste ein gewisses Vermögen habe, und dass namentlich ein Bettler, der im Laufe des Jahres eine Summe von zehn Goldstücken einnimmt, wohl ein Vermögen von hundert Goldstücken besitzen müsse, da er schwerlich geneigt sein werde, seinem Gewerbe für eine geringere Entschädigung gänzlich und für immer zu entsagen. Nur von den Todten könne behauptet werden, dass sie ganz arm sind, und gar kein Vermögen haben.

Daniel Bernoulli dachte nicht daran, eine Frage der politischen Oekonomie zu erörtern. Er versuchte ein bekanntes mathematisches Problem aufzulösen, und erreichte dies mittelst der Annahme, dass der Mensch in seiner Persönlichkeit ein gewisses Geldkapital besitze. Doch der Satz, den er aufstellte, hat darum nicht weniger auch für die politische Oekonomie seine besondere Bedeutung und eine Wahrheit, die dem grossen Mathematiker auf seinem Gebiete einleuchtete, dürfte wohl auch der Beachtung der Oekonomisten nicht unwerth sein.

So ergiebt sich uns das Resultat, dass neben den Gütern auch die Bevölkerung dem Gebiete des Nationalreichthums angehört. Es mag freilich etwas seltsam scheinen, wenn der Mensch von uns als Eigenthümer seiner selbst betrachtet wird, doch steht dieser Gedanke mit der Erfahrung nicht in Widerspruch. Denn wie könnte Jemand einen Dienstvertrag eingehen und sich selbst an Andere ver-

miethen, wenn der Mensch nicht überhaupt ein doppeltes Wesen wäre, und in Folge seines Selbstbewusstseins über sich und seine Fähigkeiten als Herr und Eigenthümer zu verfügen die Macht hätte?

Doch wir wollen mit dieser Erklärung dem Urtheil unserer Leser nicht vorgreifen. Es ist anzunehmen, dass die Ansichten, die wir hier über den latenten Werth der Bevölkerung mittheilen, nicht das letzte Wort in dieser Sache sind. Wir geben unsere Meinung als das, was sie ist, als eine Hypothese, von deren Wahrheit wir aus den angegebenen Gründen überzeugt sind, und die wir uns erlaubt haben den Freunden der Wissenschaft zur Beurtheilung vorzulegen.

Elftes Kapitel.

Von der Produktion.

Wir haben bisher den Versuch gemacht, die Natur des Nationalreichthums, so weit wir es vermochten, in's Licht zu setzen, und seine verschiedenen Bestandtheile hervorzuheben. Es hat sich ergeben, dass der Reichthum mit dem Eigenthum identisch ist und dass alle anderen Erklärungen desselben bei genauerer Prüfung doch zuletzt auf den Begriff des Eigenthums oder des Besitzes zurückführen.

Es bleibt jetzt die Frage zu beantworten, wie wir uns die Entstehung des Nationalreichthums zu denken haben. Wir werden zu dem Ende hier zuerst von der Entstehung des Reichthums im Allgemeinen handeln, dann die verschiedenen Zweige der Industrie besprechen, die den Nationalreichthum in's Dasein rufen und endlich zur Betrachtung der besonderen Faktoren übergehen, die sich zum Betriebe dieser Industriezweige vereinigen.

Die Entstehung des Reichthums pflegt von den Oekonomisten als eine Art von Produktion bezeichnet zu werden. Allein die Ansichten über die Frage, was man in diesem Falle unter der Produktion eigentlich zu verstehen habe, gehen weit auseinander.

Es ist bekanntlich die Schule der Physiokraten gewesen, die das Wort Produktion zuerst im wissenschaftlichen Sinne gebraucht hat. Aber Quesnay und seine Anhänger wollten nur die Grundbesitzer und die ländlichen Arbeiter für produktiv gelten lassen, wogegen sie die Fabrikanten und Kaufleute zu den unproduktiven oder sterilen Klassen der Gesellschaft rechneten. Sie suchten diese Ansicht mit der Behauptung zu rechtfertigen, dass die Landleute allein mehr hervorbringen, als zu ihrem Lebensunterhalt erforderlich sei, so dass sie an die Eigenthümer des Bodens einen beträchtlichen Ueberschuss ihrer Erzeugnisse, die sogenannte Bodenrente, abgeben könnten. Das Gezwungene in dieser Erklärung der Produktion ist unverkennbar, und überdies kann damit die Sterilität der erwähnten Klassen der Gesellschaft auch gar nicht bewiesen werden. Denn die Fabrikanten und Kaufleute produziren ebenfalls einen Ueberschuss über ihre Bedürfnisse. Sie benutzen fremde Kapitalien und erzielen damit einen Gewinn, den sie dem Kapitalisten für den Gebrauch seines Kapitals überlassen können. Sie zahlen also dem Eigenthümer des Kapitals eine Kapitalrente, wie die Landleute den Grundbesitzern eine Bodenrente zu zahlen pflegen.

Auch A. Smith war der Meinung, dass die Entstehung des Reichthums in einer Art Produktion ihren Grund habe, doch erklärte er die Produktion in einer Weise, die mehr mit der Erfahrung übereinstimmt. Zwar machte auch er einen Unterschied zwischen den produktiven und den unproduktiven Klassen der Gesellschaft, allein er zählte zu den produktiven Arbeitern nicht nur die Landleute, sondern auch die Fabrikanten und Handwerker, die Kaufleute und die bildenden Künstler, überhaupt Alle, die ein werthvolles Produkt verfertigen oder zum Verkauf bringen. Zu den

unproduktiven Arbeitern dagegen zählte er die eigentlichen Dienstboten, sodann die ganze Klasse der Staatsbeamten, auch das Heer und die Flotte, und nicht minder die Gelehrten und Geistlichen, die Aerzte und Advokaten, die Schauspieler, überhaupt alle Diejenigen, deren Arbeit nicht, wie die Arbeit des Landwirths oder des Fabrikanten an ein äusseres Produkt geknüpft ist, das einen Werth hat und verkauft werden kann.

Nach dieser Erklärung muss jede Arbeit, die ein werthvolles Produkt liefert oder die den Werth der Waaren erhöht, als eine produktive bezeichnet werden. Die Produktion ist also, im Sinne A. Smiths und seiner Anhänger, zwar nicht eine Produktion neuer Stoffe, wie die Produktion der Natur, aber doch ein wirkliches Schaffen in ökonomischer Hinsicht, nämlich eine Produktion neuer Werthe. So wird die Arbeit der Landwirthe, der Fabrikanten und Kaufleute produktiv genannt, weil sie entweder neue Produkte liefert, die einen Werth haben, oder weil sie den schon vorhandenen Waaren, sei es nun durch Umbildung ihrer Form, oder auf andere Weise einen neuen Werth mittheilt. Die übrigen Arbeitszweige werden dagegen von A. Smith als unproduktiv betrachtet, weil sie den Dingen keinen Werth hinzufügen und also auch keine dauernden Spuren in ökonomischer Beziehung zurücklassen.

Lebhafte Diskussionen über diese Theorie konnten nicht ausbleiben. Die Erklärung, dass die ökonomische Produktion eine Produktion von Werthen sei, überraschte nicht nur durch ihre Neuheit, sondern auch durch ihre praktische Bedeutung und fand bald zahlreiche Vertheidiger. Indess machte schon J. B. Say auf die Thatsache aufmerksam, dass nur nützliche Dinge einen Tauschwerth haben und dass also die Produktion vor Allem eine Produktion des

Nutzens sein müsse. Auch über diese Erklärung ist vielfach diskutirt worden, ohne dass die Frage dadurch einer befriedigenden Erledigung näher geführt worden wäre.

Indess hatte der Begriff der Produktion auch noch in anderer Beziehung eine wachsende Bedeutung erhalten. J. B. Say hatte versucht, den gesamten Inhalt der politischen Oekonomie auf eine systematische, leicht zu übersehende Weise zu ordnen. Er theilte die Wissenschaft in die Lehren von der Produktion, von der Distribution, der Cirkulation und der Consumption der Güter. Diese Eintheilung ist ihrer Bequemlichkeit wegen ohne Widerspruch und fast von allen Seiten angenommen worden und ist bis heute die herrschende geblieben. Der Begriff der Produktion ist damit an die Spitze der Wissenschaft gestellt worden und hat dadurch an Wichtigkeit gewonnen.

Wir haben bisher von den verschiedenen Definitionen der Oekonomisten gesprochen, die zwar über den Sinn des Wortes Produktion auseinander gehen, die aber im Grunde doch nur eine Erklärung dieses Wortes im Auge haben. So verschieden auch die Ansichten sind, die sich Quesnay, Smith und Say von der Produktion gebildet haben, so sind sie doch Alle der Meinung, dass der Reichthum wirklich produziert werde. Die Frage, welche vor Allem eine Erwägung verdient hätte, ob nämlich die Entstehung des Reichthums in der That auf einem Akte der Produktion beruhe, ist von ihnen nicht besonders untersucht worden. Allein der Umstand, dass im gemeinen Leben vielfach von einer Produktion des Reichthums die Rede ist, kann uns keineswegs berechtigen, das Vorhandensein einer solchen Produktion ohne weiteres anzunehmen.

Der originelle Amerikaner, H. C. Carey, meint, dass

die Produktion in der Leitung der Naturkräfte zum Dienste des Menschen bestehe. Diese Erklärung steht mit seiner Auffassung des Reichthums im genauesten Zusammenhange. Denn der Reichthum besteht nach Carey, wie wir oben gesehen haben, in der Kraft, über die unentgeltlichen Dienste der Natur zu verfügen. So wenig wir nun diese Definition des Reichthums für erschöpfend gelten lassen konnten, ebenso wenig können wir uns mit einer Definition der Produktion einverstanden erklären, in welcher das Eigenthum unerwähnt gelassen wird.

Unsere Meinung über die vorliegende Frage, kann für diejenigen, welche uns bis hierher gefolgt sind, nicht zweifelhaft sein. Wir können nicht zugeben, dass die Gewinnung des Reichthums eine Art Produktion im eigentlichen Sinne dieses Wortes sei. Mag man im gemeinen Leben auch immerhin von einer Produktion des Getreides, des Eisens, der Wolle und der verschiedenen Fabrikwaaren, überhaupt von einer Produktion der Güter reden, und mögen auch diese Güter Produkte und die Landwirthe und Fabrikanten Produzenten genannt werden. Diese Ausdrucksweise ist bequem, und in einem gewissen Sinne nicht unpassend, und wir sind weit davon entfernt, sie zu missbilligen. Aber etwas anderes ist der Sprachgebrauch und die Bedeutung der Worte, etwas anderes die Bedeutung der Dinge. Von einer Produktion des Reichthums kann genau genommen nicht die Rede sein. Denn was soll in diesem Falle produziert werden? Der Reichthum besteht, wie wir nachgewiesen haben, nicht in Dingen, sondern in dem Eigenthum der Dinge. Sollen wir nun sagen, dass das Eigenthum sich produziren lasse? Aber Besitz und Eigenthum werden nicht produziert, sondern erworben. Fassen wir also die Sache in's Auge, so kann in der politischen

Oekonomie eigentlich von keiner Produktion, sondern nur von einem Erwerbe des Reichthums die Rede sein.

So gelangen wir mit Hülfe unseres Begriffes vom Reichthum zu einer Erklärung der Produktion, die zwar von der gewöhnlichen Auffassung abweicht, die jedoch mit der Erfahrung und dem wirklichen Leben übereinstimmt. Die Idee, dass die Entstehung des Reichthums nothwendiger Weise eine schöpferische Thätigkeit voraussetze, muss dabei freilich aufgegeben werden. Nur in der Landwirthschaft und einigen verwandten Industriezweigen dient die Produktion als Erwerbsquelle, bei der Fabrikation jedoch und besonders beim Handel findet keine Produktion statt. Der Erwerb als solcher ist nicht schöpferisch. Dass aber der Erwerb das eigentliche Wesen der Industrie bildet, davon können wir uns am besten überzeugen, wenn wir die verschiedenen Erwerbszweige etwas näher in's Auge fassen.

Nach der allgemein gebräuchlichen Eintheilung werden Landbau, Fabrikation und Handel als die drei Hauptklassen der Industrie betrachtet. Doch ist bekanntlich von Ch. Dunoyer der Vorschlag gemacht worden, die Jagd, die Fischerei und den Bergbau, überhaupt diejenigen Gewerbe, die sich mit der Gewinnung schon vorhandener Naturprodukte beschäftigen, als eine besondere Klasse zu den übrigen hinzu zu fügen. Wenn wir diese so einfache und sachgemässe Eintheilung zu Grunde legen, so können wir sogleich mit den zuletzt genannten Industriezweigen den Anfang machen. Hier ist es aber ohne weiteres einleuchtend, dass es sich bei der Jagd, der Fischerei und dem Bergbau durchaus nicht um einen Akt der Produktion, sondern nur um einen Akt des Erwerbs, um die einfache Besitznahme vorhandener Naturprodukte handelt. Der Jäger

sucht das Wild in Feld und Wald, der Fischer fängt den Fisch in Flüssen und Seen, an den Meeresküsten und im offenen Ocean, oder er sucht Korallen, Perlen und andere Produkte des Meeres in seine Gewalt zu bringen. Auf ähnliche Weise ist der Bergmann bemüht, edle und unedle Metalle, Kohlen, Salz und andere Mineralien an's Licht zu fördern und sich ihrer zu bemächtigen. Auch die Holzfäller und Steinbrecher sind mit der Gewinnung von Gütern beschäftigt, welche die Natur allein, ohne menschliche Unterstützung, hervorgebracht hat.

Die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft, besonders der Ackerbau und die Viehzucht, nehmen freilich an der Produktion selbst Theil, und veranlassen die Natur, Güter hervorzubringen, welche dieselbe allein und sich selbst überlassen niemals zu erzeugen vermocht hätte. Die ländlichen Gewerbe haben also als nächstes Ziel eigentlich nicht den Erwerb, sondern die Produktion der natürlichen Erzeugnisse im Auge. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass der eigentliche Zweck des Landbaues, wie dies schon von unsrem grossen Landwirth Thaer ausgesprochen wurde, der Erwerb ist, und dass die Produktion nur als Mittel dient, um diesen Zweck zu erreichen. Während die Jagd und die Fischerei sich die Thiere, die das Land und die Gewässer bewohnen, unmittelbar aneignen, suchen Ackerbau, Viehzucht und verwandte Erwerbszweige nützliche Pflanzen und Thiere zu produziren und sich dadurch ihrer zu bemächtigen.

Aus diesem Gesichtspunkte ist auch die Fabrikindustrie und das städtische Gewerbe überhaupt zu beurtheilen. Die Fabriken beschäftigen sich damit, die Metalle, den Flachs, die Wolle und Baumwolle, überhaupt die rohen Stoffe zu verarbeiten, und ihnen eine neue, dem allgemeinen Bedürfniss

entsprechende Form zu geben. Allein diese Umbildung der Form, welche sie zunächst im Auge haben, darf nicht als ihr letztes Ziel betrachtet werden. Das eigentliche Ziel des Fabrikanten ist der Erwerb und spätere Verkauf seiner Produkte und die Fabrikation dient ihm daher im Grunde nur als geeignetes Mittel der Besitznahme. Wir dürfen also wohl sagen, dass die Fabrikindustrie, ebensowohl wie der Bergbau und die Landwirthschaft, den Erwerb als ihr letztes Ziel im Auge hat.

Ueber die produktive Natur des Handels sind die Ansichten der Oekonomisten von jeher unbestimmt und schwankend gewesen. Es scheint allerdings schwer zu begreifen, wie der Handel produktiv sein könne, da er an der Beschaffenheit der Waaren nichts ändert und sie nur den Consumenten näher bringt. Die Frage, was der Handel produziere, muss daher diejenigen in Verlegenheit setzen, die in der Entstehung des Reichthums eine Art von Produktion erblicken. Viel natürlicher erscheint die Sache, wenn der Reichthum vom Erwerbe abgeleitet, und der Handel einfach als besonderer Erwerbszweig aufgefasst wird. Denn was thut der grosse Verkehr anders, als die Produkte fremder Länder und Zonen anzukaufen und dem einheimischen Publikum zum Verkauf darzubieten. Der kleine Verkehr dagegen empfängt die Waaren aus den Händen der heimischen Industrie oder des Grosshandels und verkauft sie an die Consumenten. Beide suchen Güter zu erwerben und sich durch deren Absatz zu bereichern und sie gleichen in dieser Beziehung den übrigen Industriezweigen vollkommen. Nur das Mittel, das der Handel anwendet, ist ihm eigenthümlich. Denn während die genannten Erwerbszweige sich entweder durch eine einfache Occupation, oder durch Produktion, oder mittelst der Fabrikation in den

Besitz ihrer Produkte zu setzen suchen, erwirbt der Kaufmann seine Waaren auf dem Wege des Tausches oder des Kaufes. Namentlich ist der grosse Handel beschäftigt, die einheimischen Erzeugnisse nach entfernten Ländern auszuführen, und dagegen die Produkte fremder Himmelsstriche heimzuführen. Ueberhaupt ist es also Aufgabe des Handels, Güter zu erwerben und abzusetzen, und dieses Ziel hat er mit allen anderen Industriezweigen gemein. Nur die Art und Weise des Erwerbs ist bei ihm eine besondere.

Wir kommen nach diesen Bemerkungen zu dem Resultate, dass die Produktion im ökonomischen Sinne mit dem Begriffe des Erwerbs zusammenfällt, und dass die verschiedenen Arten der Produktion nichts sind, als die gewöhnlichen Industriezweige. Wenn daher Dunoyer, in seinem bekannten Werke „über die Freiheit der Arbeit“, Produktion und Industrie in verschiedenen Kapiteln behandelt hat, so müssen wir nach genauerer Untersuchung die Ueberzeugung aussprechen, dass ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Begriffen nicht vorhanden ist.

Die übliche Eintheilung der Industrie in die Landwirthschaft, die Fabrikation und den Handel ist von manchen Seiten angefochten worden. J. S. Mill meint in seinen Principien (I. 2. § 9), „diese Eintheilung entspreche dem Zweck einer Classification schlecht, da manche Zweige der produktiven Industrie, wie die Jagd und der Fischfang, der Bergbau, der Wegebau und das Gewerbe des Seemanns, das wir indess zu den Hülftsgeschäften des Handels zählen, darin keine Stelle finden. Auch sei die Grenzlinie zwischen der Landwirthschaft und der Manufakturindustrie nicht mit Sicherheit anzugeben. Man wisse nicht, solle man den Müller und Bäcker zu den Landwirthen oder zu den Fabrikanten rechnen“. Diese Einwendungen sind wohl etwas

oberflächlich. Der Landwirth mag immerhin die rohen Stoffe, die er produziert, bis zu einem gewissen Grade verarbeiten, eben so mag der kleine Handwerker immerhin ein Stück Land anbauen, kann dies aber ein Grund sein, den Unterschied zwischen dem Landbau und den städtischen Gewerben zu leugnen? Die Unvollständigkeit der bisherigen Eintheilung muss freilich zugegeben werden. Sollen wir sie aber deshalb verwerfen? Schon Dunoyer hatte, wie wir oben erwähnt haben, der Fischerei, der Jagd und dem Bergbau eine besondere Stelle angewiesen, und dies ist auch Mill bekannt gewesen. Es bleibt daher nur das Bauwesen übrig, dessen Einreihung in unser System einige Schwierigkeiten zu machen scheint. Wir denken dabei nicht blos an den Bau von Landstrassen und Eisenbahnen, sondern auch an die grossen Deich- und Kanalbauten, an den Bau von Häfen und Landungsplätzen, an das Austrocknen von Sümpfen und Seen, und an die grossen Bewässerungsarbeiten, die besonders in südlichen Ländern zur Nutzbarmachung des Landes unternommen werden müssen. Alle diese und ähnliche Arbeiten tragen einen eigenthümlichen Charakter, doch irren wir wohl nicht, wenn wir annehmen, dass sie sich ebenfalls unter dem allgemeinen Begriff einer auf den Erwerb gerichteten Thätigkeit subsumiren lassen. Ihr Zweck ist, der Natur oder dem Grund und Boden eine neue Gestalt zu geben und ihn dadurch in den Stand zu setzen, den menschlichen Bedürfnissen zu dienen. Wenn der Fabrikant den beweglichen Stoffen eine grössere Brauchbarkeit mitzutheilen bemüht ist, so fasst der Ingenieur und Baumeister mehr das Unbewegliche ins Auge und versucht dasselbe nutzbar zu machen. Strassen und Eisenbahnen, Kanäle, Deiche, Brücken, Häfen und gewöhnliche Bauwerke, so wie neu bewässerte oder trocken gelegte Ländereien bilden

ein werthvolles und bedeutendes Eigenthum. Nur sind es nicht bloß die Privatpersonen, sondern ganze Länder oder Landstriche, die durch die Ausführung von dergleichen Arbeiten sich zu bereichern suchen.

Ueberhaupt tritt die eigentliche Bedeutung der Industrie am deutlichsten hervor, wenn sie nicht als eine Arbeit der Individuen, sondern als eine auf die Vermehrung des Nationalreichthums gerichtete Thätigkeit aufgefasst wird. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, haben der Bergbau, die Landwirthschaft, die Fabrikindustrie und der Handel alle nur die eine und gemeinsame Aufgabe, das Land mit Produkten aller Art, mit Metallen und anderen Mineralien, mit Getreide, mit Handelsgewächsen und den verschiedenen Erzeugnissen der Viehzucht, mit allerlei Fabrikaten und Manufakturwaaren und endlich mit den Produkten anderer Länder oder Himmelsstriche zu versorgen. Die Land- und Wasserbauten liefern der Bevölkerung freilich keine eigentlichen Waaren. Sie beschäftigen sich mit der Natur oder dem Lande selbst und suchen dasselbe nutzbarer zu machen. Da indess die Immobilien auch zum Nationalreichthum gehören, so kann ihre Umbildung und Verbesserung wohl mit Recht als eine eigenthümliche Art des Erwerbes bezeichnet werden.

Wir wenden uns nach dieser Besprechung der Industrie zu den besonderen Faktoren, welche sich zum Betriebe der verschiedenen Industriezweige zu vereinigen pflegen. Zur Ausübung eines Gewerbes gehören, wie bekannt, in der Regel drei Dinge, die Natur, die Arbeit und das Kapital. Die schöne Untersuchung A. Smiths über diesen Gegenstand und seine sorgfältige Unterscheidung der genannten Faktoren, verdient unseres Erachtens den Beifall, dessen sie sich bis auf die neueste Zeit erfreut hat, in hohem

Grade. Auch ist diese Unterscheidung in der Sache begründet. Denn es ist wohl vorauszusetzen, dass die verschiedenen Bestandtheile des Nationalreichthums sich mehr oder weniger bei der Erzeugung neuer Güter betheiligen. Zu diesen Bestandtheilen gehört aber von der einen Seite die Bevölkerung und besonders die arbeitende Klasse in ihren verschiedenen Abstufungen, und von der anderen Seite das eigentliche Eigenthum, das nach alter Weise am einfachsten in das bewegliche und unbewegliche Eigenthum eingetheilt werden kann. Diese drei Bestandtheile des Nationalreichthums stehen aber mit den eben erwähnten Faktoren der Produktion in dem engsten Zusammenhange.

Der Antheil, den die Arbeit, das Kapital und die Natur an der Produktion nehmen, gewährt den Inhabern dieser produktiven Kräfte einen grösseren oder geringeren Anspruch auf die durch ihre Mitwirkung produzierten Erzeugnisse. Der Arbeiter erhält aus dieser Quelle seinen Arbeitslohn, der Kapitalist seinen Kapitalzins, und der Grundbesitzer seine Grundrente. Wir werden uns in den folgenden Kapiteln auch mit dieser Vertheilung der Erzeugnisse unter die verschiedenen Faktoren der Produktion etwas näher beschäftigen.

Zwölftes Kapitel.

Von der Arbeit und vom Arbeitslohn.

Die Arbeit in der weitesten Bedeutung ist die auf einen bestimmten Zweck gerichtete menschliche Thätigkeit. In dem engeren, ökonomischen Sinne aber kann unter der Arbeit nur eine Thätigkeit verstanden werden, die den Erwerb zum Zweck hat.

A. Smith hat, wie von uns schon oben bemerkt wurde, die produktiven und unproduktiven Arbeiten unterschieden. Er rechnete zu den produktiven Arbeiten diejenigen, die sich mit dem Erwerb neuer Güter durch die Ausbeutung der Natur, durch Fabrikation oder Handel beschäftigen, wogegen er die Militär- und Civilbeamten, die Aerzte, die Geistlichen, überhaupt Alle, die nicht unmittelbar etwas zur Vermehrung des Nationalreichthums beitragen, als unproduktive Arbeiter betrachtete. Diese Theorie A. Smith's hat zu vielfachen Diskussionen Anlass gegeben, und sie wird in den Lehrbüchern der politischen Oekonomie auch heute noch sehr verschieden beurtheilt. Dass die eigentlichen Industriezweige von allen andern Beschäftigungen und Arbeiten in ökonomischer Hinsicht verschieden sind, wird wohl ziemlich allgemein eingeräumt, man betrachtet es aber

doch als eine Härte, diese letzteren geradezu als unproduktiv zu bezeichnen.

Es wird immer schwer sein, die verschiedenen Meinungen über diese Frage zu vereinigen. Wenn eine Beschäftigung unproduktiv genannt wird, so werden immer viele geneigt sein, dies als einen Vorwurf zu betrachten. Wenn die Physiokraten nur die Landwirthe als produktiv betrachteten, die Fabrikanten und Kaufleute aber unproduktiv oder steril nannten, so wollten sie damit offenbar der Landwirthschaft einen Vorzug vor den übrigen Industriezweigen einräumen, und so wird man wohl im Allgemeinen in der Unproduktivität einer Arbeit immer einen Mangel erblicken. Von der andern Seite hat aber auch Mill vollkommen Recht, wenn er meint, es dürfe sich Niemand verletzt fühlen, wenn seine Arbeit nicht als produktiv bezeichnet werde. Es werde damit kein Vorwurf ausgesprochen, und die nämliche Arbeit könne, ökonomisch betrachtet, steril, in anderer Beziehung jedoch von bedeutendem Nutzen sein. Dieser Ansicht liegt offenbar viel Wahres zu Grunde. Denn wer wird ein Wohnhaus weniger, als ein Fabrikgebäude, und überhaupt eine Sache weniger schätzen, wenn sie der Consumption dient, als wenn sie zur Produktion benutzt wird. Es ist also schwer, sich in dieser Frage zu entscheiden. Dieselbe scheint indess glücklicher Weise auch die Wichtigkeit nicht zu besitzen, die ihr von so vielen Seiten beigelegt wird. Die Worte produktiv und unproduktiv sind bequem für den gewöhnlichen Sprachgebrauch, sie sind jedoch mehr bildlich zu verstehen, und bezeichnen eigentlich nicht, was sie ausdrücken. Unter der ökonomischen Produktion ist durchaus keine eigentliche Produktion zu verstehen, sondern, wie oben gezeigt wurde, ein Erwerb von Gütern oder Eigenthum. Es handelt sich

also bei dieser Streitfrage mehr um die Bedeutung der Ausdrücke, als um eine sachliche Erörterung.

In der Sache selbst hat A. Smith offenbar Recht. Es giebt Arbeiten oder Industriezweige, die den Erwerb oder die Produktion neuer Güter im Auge haben, und es giebt dagegen eine Menge Beschäftigungen und Arbeiten, die anderen Zwecken als dem Erwerbe dienen. Die Unterscheidung dieser beiden Arten der Arbeit von einander scheint daher vollkommen gerechtfertigt. Man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen, und die obige Unterscheidung nicht bloß auf die Bevölkerung, sondern auf alle Bestandtheile des Nationalreichthums anwenden. In der That lassen sich die Güter überhaupt in solche einteilen, die zum Erwerbe neuer Güter benutzt werden, und in solche, die der Consumption dienen. Was insonderheit die beweglichen Güter angeht, so werden ja bekanntlich die Industrieprodukte allgemein entweder als Kapitalien, die zur Produktion dienen, oder als sogenannter Consumtionsfonds betrachtet. Und nicht anders steht es mit den Immobilien. Denn ein Grundstück kann entweder zur Produktion von Getreide, Kartoffeln und andern Feldfrüchten, oder auch zur Anlage eines Parkes und zu anderen unproduktiven Zwecken benutzt werden. Der gesammte Nationalreichthum dient also entweder zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, oder zum Erwerbe neuer Güter, und diese doppelte Art seiner Verwendung ist als ein allgemeines Gesetz der politischen Oekonomie zu betrachten.

J. S. Mill spricht in seinen Principien (I. 2. §. 7) auch von denjenigen Arbeiten, die den Zweck haben, das heranwachsende Geschlecht zu erhalten und heranzubilden, und demselben sowohl eine allgemeine moralische, als auch eine besondere technische Erziehung angedeihen zu lassen. Der

geehrte Verfasser nimmt Anstand, diese Arbeiten ohne Weiteres zu den produktiven zu rechnen. Wenn man aber bedenkt, dass die Bevölkerung einen wirklichen, und vielleicht den wichtigsten Bestandtheil des Vermögens einer Nation bildet, so wird man an dem produktiven Charakter solcher Beschäftigungen, welche die Nation selbst zu bilden und zu veredeln bestimmt sind, kaum zweifeln können.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Arbeitslohns. Zuerst werden wir hier zu erklären suchen, was wir unter dem Arbeitslohn verstehen. Später wird uns dann die Frage beschäftigen, von welchen Bedingungen die Höhe des Lohns, sowohl im Allgemeinen, als auch bei den verschiedenen Arten der Arbeit, abhängt.

Der Verdienst oder Lohn der Arbeit besteht in den Waaren oder Produkten, die der Arbeiter mittelst seiner Arbeit erhält. Wenn Jemand Beeren, Pilze oder andere wildwachsende Pflanzen einsammelt, so bilden diese Produkte seinen Verdienst oder Arbeitslohn. Dasselbe gilt von den Jägern und Fischern, so lange sie mit einfachen Werkzeugen, und in unbewohnten oder schwach bevölkerten Gegenden ihrem Gewerbe nachgehen. Das Wild und die Fische, deren sie sich bemächtigen, sind ihr Eigenthum, und müssen als der Lohn ihrer Arbeit betrachtet werden. So lange also die Arbeit allein wirkt, besteht der Arbeitslohn in sämtlichen gewonnenen Erzeugnissen.

Doch dies ändert sich, wenn der Arbeiter zum Betriebe seines Gewerbes Kapital und Grundbesitz bedarf. Denn in diesem Falle sind die Erzeugnisse zum Theil als Ertrag des Grundstücks und des Kapitals zu betrachten, und nur ein Theil derselben stammt von der Arbeit her, und fällt dem Arbeiter als Lohn zu. Der geringste Landwirth bedarf ein Stück Land, Gebäude, Ackerwerkzeuge, einiges Vieh, und

Getreide nebst anderen Feldfrüchten zur Aussaat. Der Handwerker braucht eine Werkstätte, Handwerkszeug und rohe Materialien, und der Kaufmann einen Vorrath an Waaren und ein Verkaufslokal.

In diesen Fällen haben Grundbesitz und Kapital Antheil an der Produktion, und der Arbeiter kann nur einen Theil des Gewinnes für sich in Anspruch nehmen. Sein Verdienst vermischt sich mit dem Kapitalgewinn und Grundzins, und die Ermittlung des Arbeitslohns entzieht sich der genaueren Berechnung.

Die Sache scheint sich noch mehr zu verwickeln, wenn die Industrie mehr im Grossen betrieben wird. Hier nehmen Kapital und Grundbesitz ungleich grössere Dimensionen an. Auch die Arbeit gewinnt an Bedeutung und Umfang. Mehrere Arbeiter müssen sich zum Betriebe des Gewerbes vereinigen, und der Antheil am Gesamtgewinn, welcher der Arbeit zukommt, muss nun unter die einzelnen Arbeiter vertheilt werden. Dies scheint aber die Bestimmung des Lohnes noch mehr zu erschweren.

Doch gerade in den grösseren Industriezweigen erscheint der Lohn, sowie auch der Kapitalgewinn und Grundzins, am deutlichsten. Der Unternehmer eines grossen Geschäfts ist genöthigt, zahlreiche Arbeiter zu miethen, und in seine Dienste zu nehmen. Auch ist er nicht selten in der Lage, fremde Kapitalien zu leihen, oder ein fremdes Grundstück zu pachten. Die Entschädigung, die er dem Arbeiter, dem Kapitalisten oder dem Grundbesitzer in solchen Fällen vertragsmässig gewähren muss, besteht gewöhnlich nicht in Produkten, sondern in Geld. So werden also Arbeitslohn, Grundzins und Kapitalgewinn einfach in Geld ausgedrückt.

Was den Arbeitslohn insbesondere angeht, so ist es

zweifelhaft, ob derselbe dem eigentlichen Werth der Arbeit immer mit Genauigkeit entspricht. Doch gewöhnen sich die Arbeiter mit der Zunahme der Industrie immer mehr, in fremden Diensten zu arbeiten, und wenn man im gemeinen Leben vom Lohn spricht, so versteht man darunter gewöhnlich denjenigen Lohn, den die Arbeiter in den Fabriken und auf den grösseren Landgütern erhalten. Dieser Lohn heisst vorzugsweise Arbeitslohn.

Die Höhe des Lohns in dieser Bedeutung ist von verschiedenen Umständen abhängig. Einen wichtigen Einfluss darauf hat der Verdienst, den die freie, selbstständige Arbeit abwirft. Denn der Arbeiter wird es, wenn er die Wahl hat, stets vorziehen, für sich allein, und auf eigene Rechnung zu arbeiten. Nur ein höherer Lohn kann ihn veranlassen, seine Unabhängigkeit aufzugeben, und für einen anderen zu arbeiten. Es ist also anzunehmen, dass der durchschnittliche Arbeitslohn, den die Gutsbesitzer und Kapitalisten ihren Arbeitern zahlen, in der Regel etwas höher ist, als der Verdienst, welchen die Arbeiter ohne fremde Hülfe erlangen könnten.

Der Verdienst derjenigen, die ihr eigenes Gewerbe treiben, steigt und fällt mit dem Preis der Produkte, welche sie auf den Markt bringen. Der eigentliche Arbeitslohn aber ist vorzüglich von der Nachfrage nach Arbeitern, und von der Concurrenz unter diesen letzteren abhängig. Ueberall, wo sich grössere Kapitalien anhäufen, und zugleich Gelegenheit vorhanden ist, diese Kapitalien vortheilhaft zu verwenden, entstehen Etablissements und Unternehmungen, deren Betrieb eine bedeutende Arbeit fordert, und eine grössere Nachfrage nach Arbeitern zur Folge hat. Die Arbeiter können unter diesen Umständen einen höheren Lohn in Anspruch nehmen, und die Unternehmer sind genöthigt, einen

solchen zu zahlen. Das Gegentheil findet statt, wenn die Geschäfte stocken und die Nachfrage nach Arbeitern sich verringert, oder wenn bei steigender Bevölkerung die Zahl derer, welche Arbeit suchen, bedeutend grösser ist, als die Nachfrage nach Arbeitern. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge vermehrt sich die Bevölkerung in den europäischen Ländern, wie die Erfahrung lehrt, nur nach und nach mit der steigenden Industrie und mit dem wachsenden Nationalwohlstande, und diese Zunahme der Bevölkerung ist von keinem Sinken des Arbeitslohnes, sondern eher von einem Steigen desselben begleitet. In Deutschland hat die Industrie in den letzten dreissig bis vierzig Jahren einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen. Auf ähnliche Weise hat sich die Bevölkerung vermehrt, und der Arbeitslohn ist in allen Theilen des Landes während dieses Zeitraums namhaft in die Höhe gegangen.

Von besonderem Einfluss auf die Höhe des Arbeitslohns ist, wie Mill und einige andere Autoren bemerkt haben, die herkömmliche Lebensweise der arbeitenden Klassen. Wenn die arbeitende Bevölkerung in Folge fortgesetzter, guter Lohnverhältnisse an eine bessere Lebensweise gewöhnt ist, so wird sie nicht so leicht auf die Vortheile ihrer Stellung verzichten, sondern sich in ihrer Bewegung der Bewegung der Industrie zu nähern suchen. Auch besitzt sie bei einem grösseren Wohlstande manches Entbehrliche, das sie leichter vermissen kann, wenn die Löhne temporell herabgehen.

Die durchschnittliche Lebensweise der arbeitenden Klassen ist nicht nur in verschiedenen Ländern ungemein verschieden, sie ist auch in einem und demselben Lande manchen Veränderungen unterworfen. Seit dem vorigen Jahrhundert hat der Lohn und der Wohlstand der arbeiten-

den Klassen überhaupt zugenommen. Namentlich in England erfuhr die Lebensweise der Arbeiter schon in den fünfzig Jahren 1715 — 1765, infolge einer grossen Reihe vortrefflicher Ernten, eine merkliche Verbesserung (Mill II. 11. § 2. Anm.), die sich dann mit dem durch Watt's und Arkwright's Erfindungen hervorgerufenen Aufschwunge der Industrie fortsetzte. Auch in Schottland machten Landwirtschaft und Industrie in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts ungewöhnliche Fortschritte, und die arbeitende Bevölkerung gewann in kurzer Zeit ein neues Ansehen. In Frankreich wurden die Gewerbe durch die Revolution von ihren Fesseln befreit. Die steigende Industrie schuf ein neues Geschlecht und verbreitete Wohlstand unter den arbeitenden Klassen. In unserm Vaterlande hat sich die Industrie erst seit der Entstehung des Zollvereins freier entfalten können. Seitdem ist in der Lebensweise der Arbeiter ein bedeutender Fortschritt eingetreten.

Wir haben bisher nur vom Lohn der gewöhnlichen Arbeiter gesprochen. Es giebt aber eine Menge von Arbeiten, die einen höheren Lohn in Anspruch nehmen. A. Smith hat auch hier, wie in so vielen anderen Materien, Licht verbreitet, und die mannigfaltigen Ursachen nachgewiesen, die einen höheren Lohn zur Folge haben. W. Roscher hat in seinem System der Volkswirtschaft Band I. §§ 167 bis 169 versucht, diese Ursachen auf drei grosse Kategorien zurückzuführen. Darnach sind es zuerst seltene persönliche Eigenschaften, wie die grössere Geschicklichkeit, die Ehrlichkeit und Treue der Arbeiter, die eine Erhöhung des Lohns veranlassen. Eine andere Ursache des höheren Arbeitslohnes liegt in der persönlichen Unannehmlichkeit gewisser Arbeiten, mögen dieselben nun, wie die Arbeit des Schornsteinfegers, mit der Reinlichkeit nicht wohl verträglich sein,

oder eine grosse körperliche Anstrengung erfordern, oder auch die Gesundheit und das Leben gefährden. Endlich scheint auch das wirthschaftliche Risiko mancher Arbeiten auf die Erhöhung ihres Lohnes von Einfluss zu sein. So kann der Maurer nur mit Unterbrechung arbeiten, und er muss daher etwas besser bezahlt werden.

Diese Lehren enthalten gewiss viel Wahres, man darf aber nicht vergessen, dass der Arbeitslohn ein Erfahrungsbegriff ist, und dass daher seine Gesetze auch aus der Erfahrung zu schöpfen sind. Nur genaue und ausgedehnte Untersuchungen über den Zustand, die Bedürfnisse und die Lohnverhältnisse der Arbeiter können hier zu sichern Resultaten führen, die mit der Erfahrung übereinstimmen. Wir besitzen darüber manche bekannte, schätzenswerthe Arbeiten. Doch die schönsten und lehrreichsten Forschungen über diesen Gegenstand enthält das Werk von Le Play „über die europäischen Arbeiter“, ein Werk, das sich eben so sehr durch den ausserordentlichen Reichthum seiner Beobachtungen, als durch die wissenschaftliche Schärfe seiner Methode auszeichnet, das jedoch in Deutschland bisher nur wenig beachtet worden ist.

Dreizehntes Kapitel.

Vom Kapital und vom Kapitalzins.

Wenn die Arbeit die Kraft ist, welche alle Industrie in's Leben ruft, so müssen Kapital und Natur als die Instrumente betrachtet werden, deren sich die Gewerbe zur Erreichung ihrer Zwecke bedienen. Besonders ist der Besitz eines angemessenen Kapitals allen Produzenten unentbehrlich. Denn ohne einen Fonds von allerlei Gütern, welche die Produktion unterstützen, würde alle menschliche Anstrengung in der Regel von geringem Erfolge begleitet sein.

Was die verschiedenen Arten des Kapitals betrifft, so versuchte schon A. Smith die besonderen Gegenstände zu bezeichnen, welche dieser Kategorie angehören. Er rechnet zu den Kapitalien zuvörderst die Maschinen und Werkzeuge, die in den Gewerben gebraucht werden, zweitens die Bauten, die zu produktiven Zwecken dienen, drittens die Ameliorationen des Bodens, viertens die Geschicklichkeit der Arbeiter, fünftens das Geld, sechstens die Unterhaltungsvorschüsse, welche den Arbeitern während ihrer Arbeit gemacht werden müssen, siebentens die rohen Materialien, welche die Fabrikanten verarbeiten, und achtens

die Waaren selbst, die in den Handel kommen und verkauft werden. W. Roscher und andere haben diesen Gütern mit Recht noch die Thiere, die zur Produktion benutzt werden, hinzugefügt.

Die obige Eintheilung hat den Beifall der Oekonomisten erhalten, und ist noch immer in unseren Lehrbüchern die herrschende. Sie giebt jedoch zu verschiedenen und nicht unerheblichen Bedenken Veranlassung. Denn von der einen Seite wird dabei das Kapital als ein besonderer Faktor der Produktion bezeichnet, und den beiden übrigen Faktoren, der Arbeit und Natur, gegenüber gestellt. Von der andern Seite dagegen wird diese Sonderung nicht festgehalten, und manches zu den Kapitalien gerechnet, was den anderen Gebieten angehört.

So wird namentlich die Geschicklichkeit und Bildung der Arbeiter als Kapital bezeichnet. Diese Ansicht ist indess schwerlich zu rechtfertigen. Fertigkeiten und Kenntnisse der Arbeiter können zwar gewöhnlich nur mit Hülfe eines Kapitals erworben werden, sie sind aber selbst kein Kapital, sondern eben nur persönliche Eigenschaften. Will man die Arbeiter von den Kapitalien unterscheiden, so können die Eigenschaften der Arbeiter nicht wieder als Kapitalien betrachtet werden. Dies wäre unlogisch, und wir haben darüber schon früher unsere Meinung geäußert. Man kann sich wohl denken, wie diese eigenthümliche Lehre entstanden ist. Es ist ein beliebter Ausdruck im gewöhnlichen Leben, dass der Arbeiter in seiner Geschicklichkeit und in seinen Kenntnissen ein gewisses Kapital besitze. Die Oekonomisten haben nun den Sprachgebrauch bei dieser Gelegenheit, wie in vielen anderen Fällen, respektirt, und die technischen Fertigkeiten der Arbeiter für eine Art Kapital gelten lassen, weil die Sprache sie als Kapital

bezeichnet. Man darf indess nicht vergessen, dass die Sprache in wissenschaftlichen Fragen keine Autorität besitzt, und dass die Erfahrungswissenschaften, zu denen die politische Oekonomie doch auch gehört, sich nicht mit Worterklärungen beschäftigen. Personen und Güter haben wohl in ökonomischer Beziehung manche Verwandtschaft, doch darf darum der Unterschied nicht übersehen werden, der zwischen ihnen, als verschiedenen Faktoren der Produktion, stattfindet.

Noch ein anderes Bedenken muss hier erwähnt werden. Wenn die technische Geschicklichkeit der Arbeiter als ein Kapital betrachtet wird, warum sollen die übrigen nützlichen Eigenschaften derselben, ihre Gesundheit oder ihre körperliche Stärke, nicht gleichfalls diesen Namen erhalten? Warum will man nicht das Leben des Arbeiters, das doch durch die Unterhaltungsvorschüsse sicher gestellt werden soll, warum endlich nicht den Arbeiter selbst als ein blosses Kapital bezeichnen? Man würde dann nur consequent verfahren, aber freilich auch genöthigt sein, die Unterscheidung zwischen Kapital und Arbeit überhaupt aufzugeben.

Auch die Ameliorationen des Bodens und die Bauten werden nach der obigen Eintheilung zu den Kapitalien gerechnet. Doch auch diese Ansicht giebt zu wesentlichen Einwendungen Anlass. Zwar verursacht die Entwässerung und die Bewässerung des Bodens, die Vermischung der verschiedenen Bodenarten, überhaupt die Verbesserung des anbaufähigen Landes bedeutende Kosten, und der Boden verschlingt auf solche Weise eine grosse Menge Kapitalien. Es ist aber ein Irrthum, zu glauben, dass dieselben ungeachtet der Veränderungen, die sie dabei erleiden, ihren früheren Charakter beibehalten. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Kapitalien, die sich mit dem Boden vereinigen, werden zu Bestandtheilen oder Eigenschaften des Bodens

und hören damit auf, Kapital zu sein. Die Beschaffenheit des Landes wird durch die Kapitalanlage verbessert, das Land wird durch dieselbe fruchtbarer. Aber die Fruchtbarkeit eines Grundstücks ist nichts, als eine Eigenschaft desselben, und kann nimmermehr als Kapital gelten. Mill hat also vollkommen Recht, wenn er sich in seinen Principien (II. 16, § 5) dahin ausspricht, dass die Ameliorationen des Bodens nicht zu den Kapitalien gehören, und man muss sich nur wundern, dass so wenige Autoren sich seiner Ansicht angeschlossen haben.

Uebrigens verursachen alle landwirthschaftlichen Arbeiten, besonders die Bearbeitung des Bodens, die Düngung desselben, die Aussaat des Getreides und der übrigen Feldfrüchte bedeutende und immer wiederkehrende Auslagen, die doch eben so gut als Kapitalanlage zu betrachten sind, wie die einmaligen Ameliorationen des Bodens. Man müsste also, wenn man consequent verfahren wollte, die Grundstücke selbst zu den Kapitalien rechnen, und in dem angebauten Lande überhaupt nur ein grosses Kapital erblicken. Aller Grundbesitz würde auf diese Weise seinen bisherigen Charakter verlieren, und mit dem Kapitalbesitz zusammen fallen. Diese Ansicht hat in unsern Tagen wirklich manche Proselyten gefunden. Doch die Anhänger der alten Schule haben wohl mit Recht Bedenken getragen, diese äussersten Consequenzen zu ziehen, und den erfahrungsmässigen Unterschied zwischen Kapital und Boden aufzugeben.

In Ansehung der Bauten ist auch Mill bei der bisherigen Theorie stehen geblieben, und bemüht sich an der angeführten Stelle zu zeigen, dass die Wohngebäude, die Scheunen, die Ställe und andere Baulichkeiten zu den Kapitalien gehören. Aber auch hier scheinen uns entscheidende Gründe für das Gegentheil zu sprechen. Es kann doch Niemand,

der überhaupt zwischen dem festen Lande und dem beweglichen Kapital einen Unterschied macht, ernstlich behaupten, dass der Platz, auf dem sich ein Gebäude befindet, ein Kapital sei. Von der anderen Seite kann aber das Gebäude nicht von diesem Platze ohne beträchtlichen Verlust getrennt werden. Es gehört also zum Grund und Boden, und bildet in Verbindung mit diesem ein besonderes, eigenthümliches Grundstück. Auch im praktischen Leben wird das Gebäude mit dem Grund und Boden, auf dem es steht, als ein Ganzes aufgefasst, und beide pflegen vereint Gegenstand des geschäftlichen Verkehrs zu sein. Und dies gilt nicht nur von den Wohnhäusern, von den Wirthschaftsgebäuden und Fabriken, sondern auch von den Brücken und Landstrassen, von den Eisenbahnen und Kanälen. Alle diese baulichen Anlagen sind auf das engste mit dem Boden verbunden, und sie müssen daher als besondere Arten von Grundstücken, nicht als Kapitalien betrachtet werden.

Wenn wir nach diesen Bemerkungen die oben mitgetheilte Eintheilung der Kapitalien noch einmal in's Auge fassen, so können wir weder die Geschicklichkeit der Arbeiter, noch die Ameliorationen des Bodens, noch die Bauten für wirkliche Kapitalien gelten lassen, und wir werden also diesen Namen nur den Maschinen und Werkzeugen, den Nutz- und Arbeitsthieren, dem Gelde, den Unterhaltungsvorschüssen der Arbeiter, den rohen Stoffen und den fertigen Waaren beizulegen im Stande sein. Alle diese Güter unterscheiden sich aber von dem Grund und Boden wesentlich. Sie sind beweglich und können ohne besondere Schwierigkeit von einem Orte zum andern transportirt werden. Der Grund und Boden dagegen ist unbeweglich und an den Ort, den er einmal einnimmt, gebunden. Dieser Unterschied

zwischen den Mobilien und Immobilien ist für das bürgerliche Leben von Wichtigkeit und hat von jeher die verdiente Beachtung von Seiten der Gesetzgeber gefunden. Er ist aber auch, wie wohl Jedem in die Augen springen muss, von grosser ökonomischer Bedeutung, und die politische Oekonomie wird, der dagegen erhobenen Einwendungen ungeachtet, nicht umhin können, auch ihrerseits darauf Gewicht zu legen und ihm in der Folge immer mehr die erforderliche Beachtung zu schenken.

Die Kapitalien müssen nach dieser Erörterung als bewegliche Güter definirt werden, die zu produktiven Zwecken bestimmt sind. Es genügt also nicht, sie, wie gewöhnlich geschieht, nur als Industrieprodukte zu bezeichnen. Denn wenn auch die beweglichen Güter im Allgemeinen Erzeugnisse des menschlichen Fleisses sind, so gehört doch nicht Alles, was die Industrie hervorbringt, nothwendiger Weise zu den beweglichen Gütern. Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Arbeiter, die durch Fleiss und Anstrengung erworben werden, sind keine selbstständigen Güter, sondern persönliche Eigenschaften, und die Ameliorationen des Bodens entbehren den Charakter der Beweglichkeit. Dieser Charakter ist es aber, der die Kapitalien vor Allem auszeichnet, und wir müssen hervorheben, dass schon Rau in seinem bekannten Lehrbuche auf denselben hingewiesen hat. Unter dieser Einschränkung haben übrigens diejenigen Recht, die die Kapitalien als Erzeugnisse der Industrie, oder als einen Fonds früherer angesammelter Arbeit bezeichnen. Die Arbeit ist überhaupt die Quelle von Allem. Aus ihr entspringen sowohl die Kapitalien, als auch die Kultur und dauernde Verbesserung des Bodens, ohne dass darum diese Elemente der Produktion aufhörten, sich wesentlich von einander zu unter-

scheiden. Die Kapitalien sind Produkte der Arbeit, aber sie sind etwas anderes, als die Arbeit selbst. Ebenso ist der Anbau des Landes ein Produkt der Arbeit und des Kapitals, doch die ländlichen Grundstücke sind nichts desto weniger von der Arbeit und vom Kapital verschieden.

Da die Kapitalien an der Produktion einen wichtigen Antheil haben, so ist es natürlich, dass die Besitzer derselben auch eine Quote der gewonnenen Produkte für sich in Anspruch nehmen. Allein diese Quote ist gewöhnlich nur zum kleinsten Theile als reiner Kapitalgewinn zu betrachten. Der grösste Theil derselben dient dazu, dem Kapitalisten die gemachten Auslagen, besonders an rohen Materialien, fertigen Waaren und Unterhaltungsvorschüssen für die Arbeiter zu ersetzen, ihn für seine Mühe zu entschädigen, und die Verluste zu decken, denen das Kapital, während es gebraucht wird, ausgesetzt ist. Nur der Rest bildet den Gewinn des Kapitalisten, und es ist gewöhnlich nicht leicht, denselben mit Genauigkeit zu ermitteln. Die Sache wird indess um Vieles einfacher, wenn der Eigenthümer des Kapitals dasselbe an einen Dritten gegen gehörige Sicherheit ausleiht. In diesem Falle hat der Schuldner die Kosten, welche die Benutzung des Kapitals verursacht, zu bestreiten, und der Zins, den er zahlen muss, bildet den Gewinn des Gläubigers. Wenn das ausgeliehene Kapital, wie gewöhnlich, in Geld besteht, so sind die Geldzinsen oder die Procente, die der Kapitalist erhält, als reiner Kapitalzins anzusehen.

Der in einem Lande übliche Geldzins erlaubt überhaupt, wie Smith mit Recht bemerkt hat, auf den daselbst gebräuchlichen Kapitalgewinn einen Schluss zu ziehen. Es giebt immer Personen, die zur Verwerthung ihrer Kunst und Geschicklichkeit, und zur Fortführung oder Erweiterung

ihres Geschäfts ein Kapital bedürfen, und gern bereit sind, um es zu erhalten, auf den reinen Kapitalgewinn zu Gunsten des Kapitalisten Verzicht zu leisten. Der Zins, welchen sie zahlen, wird also so ziemlich mit dem eigentlichen Kapitalgewinn übereinstimmen.

Ueber die Ursache des Gewinns oder der Geldzinsen herrschen verschiedene Ansichten. Man könnte glauben, dass diese Ursache hauptsächlich in den Diensten zu suchen sei, die das Kapital seinem Besitzer leistet. Allein diese Annahme scheint mit der Erfahrung nicht in Harmonie zu stehen. Denn die Zinsen, die ein Kapital gewährt, hängen nicht von seinen Leistungen, sondern von seinem Werthe ab. Ein Werkzeug kann ausserordentlich viel zur Vermehrung der Produkte beitragen, ohne dass der Besitzer desselben für seine Person daraus einen erheblichen Nutzen zieht. Denn das Werkzeug ist selbst ein Produkt der Arbeit, und dasselbe anwenden, heisst im Grunde nichts anderes, als geschickt und angemessen arbeiten. Kann der Arbeiter mit Hülfe eines einfachen Instruments die Produkte seiner Arbeit verdoppeln, so verdoppelt er damit nur die Kraft und den Werth seiner Arbeit in Vergleich mit diesen Produkten. Seine Arbeit wird also letzteren gegenüber theurer, oder die Produkte werden in Vergleich mit der Arbeit, und, da die Arbeit gegen andere Dinge ihren Werth behauptet, auch anderen Dingen gegenüber, wohlfeiler. Für das Werkzeug, wenn es von geringem Werthe ist, bleibt dabei wenig oder kein Gewinn übrig, und der letztere richtet sich also überhaupt nicht nach dem, was das Kapital leistet, sondern nach dem, was es kostet, nach dem Werthe, welcher seiner Leistung beigelegt wird.

Senior ist der Meinung, der Kapitalist erhalte einen

Zins, weil er das Kapital nicht consumire, sondern Andern zur Benutzung überlasse, der Zins sei also ein Lohn für seine Enthalttsamkeit. Und auch Mill hat sich dieser Ansicht angeschlossen. Es ist wahr, dass der Gläubiger sein Kapital nicht selbst benutzt, dass er aber dafür einen Lohn erhält, darf doch wohl nicht angenommen werden. Der Zins ist nicht der Lohn, sondern eher die Ursache seiner Enthalttsamkeit. Der Kapitalist consumirt sein Kapital nicht, weil er vorzieht, -es auf Zinsen auszuleihen.

Die Wahrheit darf wohl nicht so weit gesucht werden. Nehmen wir die Sache, wie sie vor uns liegt, so ist der Zins offenbar der Preis, den der Schuldner für die Benutzung des von ihm geliehenen Kapitals zahlt. Die eigentliche Ursache der Zinsen liegt also in dem Nutzen, den man sich vom Kapital verspricht. Die Höhe der Zinsen aber ist von den Gesetzen des Angebotes und der Nachfrage abhängig. Wo es wenig Kapitalien giebt, und die Nachfrage darnach bedeutend ist, muss der Zinsfuss höher sein, als da, wo die Kapitalien im Ueberflusse vorhanden sind, und die Nachfrage nach ihnen ohne besondere Schwierigkeiten Befriedigung findet. Die Erfahrung lehrt, dass in cultivirten, reichen Ländern der Zinsfuss in der Regel niedrig ist, und dass umgekehrt in solchen Gegenden, wo Kultur und Gewerbflaiss noch in der Entwicklung begriffen sind, auch bei genügender Sicherheit höhere Zinsen bezahlt werden müssen. Der zunehmende Verkehr zwischen den verschiedenen Theilen der Erde muss den Erfolg haben, den Abfluss des beweglichen Vermögens aus den reichen europäischen Staaten nach entfernten Himmelsstrichen zu erleichtern, und dadurch den Zinsfuss der verschiedenen Länder allmählig einigermassen auszugleichen. Grosse Schwankungen im Zinsfuss werden aber immer an reichen Orten

unvermeidlich sein, weil hier das Bedürfniss und das Angebot von Kapitalien einem steten Wechsel unterworfen ist.

Man hat gefragt, ob es ein Maximum und ein Minimum des Kapitalgewinns gebe. A. Smith meinte, der Gewinn sinke auf ein Minimum, wenn derselbe nur gerade hinreiche, das Kapital zu erhalten, und etwaige Verluste zu decken. Doch in diesem Falle würde der Kapitalist gar keinen Gewinn haben, und der Schuldner, der das Kapital geliehen hätte, keinen Zins zahlen können. Der Zins würde in der That null sein, und dies wäre allerdings ein Minimum. Es ist aber nicht anzunehmen, dass er jemals diesen Stand erreichen wird. Denn die arbeitenden Klassen der Gesellschaft werden zur Verwendung ihrer Arbeit immer Kapitalien bedürfen, und die Nachfrage, die von ihnen ausgeht, wird nicht verfehlen, den Zinsfuss auf einer gewissen Höhe zu erhalten. Ebenso wenig kann aber auch von einem bestimmten Maximum der Zinsen gesprochen werden. Denn sobald sich mit Hülfe des Kapitals ungewöhnliche Gewinne erzielen lassen, steigert die vermehrte Nachfrage den Zinsfuss, ohne dass sich für diese Steigerung eine bestimmte Grenzlinie festsetzen liesse.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Natur und von der Bodenrente.

Neben der Arbeit und dem Kapital wird die Natur gewöhnlich als der dritte Faktor der Produktion bezeichnet. Bei der Fabrikindustrie und dem Handel tritt dieser Faktor weniger in den Vordergrund. Aber um so grösser zeigt sich seine Bedeutung in der Landwirthschaft, und überhaupt in solchen Industriezweigen, die sich mit der Gewinnung roher Materialien beschäftigen. In diesen Gewerben ist der Antheil, welchen das Land, das Klima, das Wasser, die Natur überhaupt an der Produktion nimmt, in die Augen springend.

Es muss dahingestellt bleiben, ob es eine glückliche Idee war, einen der Faktoren der Produktion unter dem vieldeutigen Ausdruck Natur in die politische Oekonomie einzuführen. Aber nachdem derselbe einmal von A. Smith adoptirt worden war, konnten die Anhänger seines Systems nicht umhin, sich seiner zu bemächtigen, und sie versuchten nun, dem Worte Natur eine ökonomische Bedeutung beizulegen, die der Erfahrung zu entsprechen schien. Es wird aber immer sehr schwer sein, einen Ausdruck, sei er auch der bequemste und natürlichste, in dem rechten Sinne zu ver-

stehen, wenn die Sache, die er bezeichnen soll, nicht schon vorher befriedigend untersucht und erklärt worden ist. Man gelangt sonst leicht zu blossen Worterklärungen, die für die Sache von geringem Interesse sind.

Die älteren Autoren waren gewöhnt unter der Natur hauptsächlich das Land, die Luft, die Gewässer und verwandte Dinge zu begreifen, die den Menschen rohe Stoffe liefern, oder doch einen thätigen Antheil an deren Erzeugung nehmen. Erst der neueren Zeit gehört der Gedanke an, dass die Natur nicht blos Stoffe, sondern auch Kräfte liefert (Mill Principles I. 1. § 1), und dass es diese Kräfte der Natur sind, die sich bei der Produktion betheiligen. Man rechnet gewöhnlich zu den produktiven Naturkräften die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, die nährende und bewegende Kraft des Wassers, das Klima und die geographische Lage des Landes, ferner die Schwere, die Elasticität und die Cohäsionskraft der Körper, die Kraft des Dampfes, die Wärme, die Elektricität und den Magnetismus, soweit dieselben bei der Erzeugung der Güter betheiligt sind. Carey, Bastiat und manche andere neuere Autoren haben sich durch die Vorstellung von der ausserordentlichen ökonomischen Bedeutung dieser Naturkräfte, die wohl Jedermann anerkennt, zu dem Gedanken verleiten lassen, sie als eigentliche Güter zu betrachten, und unter die Bestandtheile des Nationalreichthums, wie wir oben schon bemerkten, aufzunehmen.

Wir haben das Unhaltbare dieser Theorie im dritten Kapitel genügend in's Licht gesetzt, und es ist also nicht nöthig, auf diesen Punkt ausführlicher zurück zu kommen. Es wird Niemand einfallen, zu bezweifeln, dass alle jene sogenannten Naturkräfte für die Industrie ganz unentbehrlich sind, aber ebenso wahr ist es, dass diese Kräfte keine

selbstständige Existenz besitzen, sondern mit der Körperwelt verbunden sind, und nur als Attribute körperlicher Gegenstände an der Produktion der Güter theilnehmen. Das Land und das Wasser, die Maschinen und Werkzeuge, die rohen Stoffe und die fertigen Waaren sind es, die dem Arbeiter den Erwerb von neuen Gütern möglich machen, die Kräfte oder Eigenschaften dieser Gegenstände aber können nicht von ihnen getrennt, und also auch nicht als besondere Faktoren der Produktion betrachtet werden.

Was besonders die ländlichen Grundstücke angeht, so würde man ohne die seltsame Theorie von einer selbstständigen Existenz der Naturkräfte kaum begreifen können, wie es überhaupt möglich gewesen ist, die Grundstücke und ihre Fruchtbarkeit von einander zu trennen. Es ist doch offenbar nicht die Fruchtbarkeit als Abstraktum, sondern der fruchtbare Boden, dem der Landmann seine Früchte zu verdanken hat. Ebenso wenig können das Klima und die geographische Lage des Landes von dem Lande selbst unterschieden, und als selbstständige Elemente der Produktion aufgefasst werden. Alle Versuche, sie als besondere produktive Kräfte zu betrachten, können nur eine Verwirrung klarer und einfacher Begriffe zur Folge haben.

W. Roscher hat in seinen bekannten Grundlagen der Nationalökonomie (I. 1.) die produktiven Naturkräfte in drei verschiedene Klassen eingetheilt. Zu der ersten Klasse gehören seiner Meinung nach der Wind, das Meer, die Meeresströmungen, die Ebbe und Fluth, und besonders das Klima, überhaupt diejenigen Naturkräfte, die durch ihre unübertragbare Verbindung mit einem ganzen Lande wesentliche Bestandtheile des Volksvermögens bilden. Zu der zweiten Klasse werden die Naturkräfte gerechnet, welche

nur in Verbindung mit beweglichen aneignungsfähigen Körpern auftreten können, wie die Wärme, die magnetische Kraft, die Schwere, die Elasticität und die Cohäsionskraft. Die dritte Klasse endlich sollen solche Naturkräfte bilden, die mit einzelnen Grundstücken verbunden sind, wie die urweltlichen Kräfte, denen wir die Mineralien verdanken, die bewegende Kraft des Wassers und die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens. Wir erlauben uns diese Eintheilung besonders hervorzuheben, weil ihr der, nach unserer Ueberzeugung völlig richtige, Gedanke zu Grunde liegt, dass die Naturkräfte nur in Verbindung mit körperlichen Dingen als Bestandtheile des Nationalreichthums zu betrachten, und dass also im Grunde nicht diese Kräfte, sondern die Gegenstände, mit denen sie in Verbindung stehen, zu den Gütern zu rechnen sind. Uebrigens können wir die Eintheilung nicht ganz billigen. Die Naturkräfte, welche mit beweglichen Körpern verbunden sind, gehören nach der im vorigen Kapitel gegebenen Erklärung entweder zum Kapital oder zum sogenannten Consumtionsfonds. Zwischen den Naturkräften aber, die mit einem ganzen Lande in Verbindung stehen, und zwischen denen, welche mit einzelnen Grundstücken verbunden sind, können wir keinen wesentlichen Unterschied wahrnehmen. Denn die einzelnen Grundstücke sind ja nichts anderes, als Theile des ganzen Landes. Und so führt uns diese Lehre Roschers auf das Land als die eigentliche produktive Naturkraft, und bestätigt damit unsern schon im zweiten Kapitel ausgesprochenen Satz, dass die Natur im Sinne der politischen Oekonomie mit dem Territorium oder mit dem Lande und dessen Bestandtheilen eins und dasselbe ist.

Wenn die Frage aufgeworfen wird, welcher Unterschied zwischen der Natur und den Kapitalien in ökonomischer

Beziehung stattfindet, so können wir über die Antwort nicht zweifelhaft sein. Das Kapital besteht, wie wir gesehen haben, in beweglichen Gütern, die zu produktiven Zwecken benutzt werden. Die Natur dagegen umfasst das Land mit seinen Bestandtheilen, das nicht minder als das Kapital wirksam bei der Produktion betheiligt ist. Sie besteht also in den Immobilien oder in den unbeweglichen Gütern in der weitesten Bedeutung. Nicht nur das Land, die Luft, die Gewässer, das Klima, das Licht und die Sonnenwärme, die wir als natürliche Bestandtheile des Landes und der einzelnen Grundstücke kennen gelernt haben, sondern auch die Wohn- und Wirthschaftsgebäude, die Fabriken, die Bergwerke, die Landstrassen, die Kanäle und Eisenbahnen müssen im Allgemeinen zur Natur, und sofern sie produktiven Zwecken dienen, zu den produktiven Kräften der Natur gerechnet werden.

Man kann freilich bezweifeln, ob es zweckmässig ist, den Ausdruck Natur auf die Immobilien und besonders auf die Bauten anzuwenden. Doch welches Wort wir auch gebrauchen mögen, so steht doch so viel fest, dass die Immobilien eine besondere charakteristische Klasse von Gütern bilden, die sich von den beweglichen Dingen unterscheidet, und auch von jeher unterschieden worden ist. Die ländlichen und städtischen Grundstücke gehören ungeachtet mancher Verschiedenheiten zusammen, und ihr Werth richtet sich nach besonderen Gesetzen. Während die Erzeugnisse der Landwirthschaft, die Fabrikwaaren, das Geld, überhaupt die Kapitalien den Markt aufsuchen, wo sie sich am besten verwerthen lassen, sind die Grundstücke an die Scholle gebunden, und in Ansehung ihres Werthes von örtlichen Verhältnissen abhängig. Kapital und Grundbesitz sind also sehr verschieden von einander. Die Juristen

haben diesen Unterschied auch zu allen Zeiten anerkannt, und die Immobilien immer als eine besondere Güterklasse betrachtet. Um so mehr muss es auffallen, dass die Oekonomisten so allgemein die städtischen Grundstücke, und neuerlich sogar die ländlichen vielfach zu den Kapitalien rechnen. So lange die Gebäude, die Landstrassen, die Ameliorationen des Bodens, ja der Boden selbst als Kapitalien gelten, muss der wichtige Unterschied zwischen den beweglichen und unbeweglichen Gütern seine Bedeutung verlieren und übersehen werden.

Dass die Natur in der politischen Oekonomie nichts anderes, als den Grund und Boden bedeutet, sieht man aus der Stellung, welche die Bodenrente in der Wissenschaft einnimmt. Denn wie der Zins dem Kapital entspricht, so entspricht die Bodenrente der Natur. Es ist also klar, dass unter der Natur der Grund und Boden, oder der Grundbesitz verstanden werden muss.

Auch kann ein Blick auf den Kapitalzins und die Bodenrente den Beweis liefern, dass die Grundstücke etwas anderes sind, als die Kapitalien. In solchen Ländern, deren Kultur und Wohlstand noch wenig entwickelt ist, pflegt der Kapitalgewinn und Geldzins hoch, dagegen die Bodenrente niedrig zu sein. Mit der zunehmenden Industrie und Bevölkerung sinkt der Kapitalgewinn, und steigt die Bodenrente. Die Ursache dieser Erscheinung ist einleuchtend. Ein armes Land hat wenig Kapitalien, besitzt dagegen Land im Ueberflusse. Doch dies ändert sich im Laufe der Zeit, da die Kapitalien sich mit der zunehmenden Cultur vermehren, der Grund und Boden aber keine Vermehrung gestattet. Kapitalgewinn und Bodenrente steigen und sinken also nach besonderen Gesetzen, und dies beweist wohl am

besten, dass die Grundstücke von den Kapitalien verschieden sind.

Man versteht unter der Bodenrente den reinen Gewinn, welchen der Grund und Boden seinem Besitzer abwirft. Ihre Ermittlung ist mit manchen Schwierigkeiten verbunden. Denn wenn auch die Einnahme bekannt ist, die der Landwirth aus dem Verkauf seiner Produkte zieht, so kann diese Einnahme doch noch nicht als reiner Gewinn gelten. Denn einmal müssen die Ausgaben an Arbeitslohn, und dann auch die aufgewandten Kapitalien, sowie die üblichen Kapitalzinsen in Abzug gebracht werden, wenn der Reingewinn ermittelt werden soll. Erst bei der Verpachtung des Grundstücks kommt die eigentliche Bodenrente zum Vorschein, da die Wirthschafts- und Betriebskosten dem Pächter zur Last fallen. Die wahre Bodenrente ist daher der Pachtzins.

Ueber die Entstehung der Bodenrente sind die Oekonomen nicht einig unter einander. Der Werth der Grundstücke kann die Bodenrente nicht hervorrufen, da dieselben erst dann einen Werth erhalten, wenn sie einen Ertrag liefern. Denn im Anfange der Kultur ist der Boden gewöhnlich werthlos. In den Steppen zwischen der Wolga und dem Ural wird der Reisende durch den Mangel eines jeden Eigenthums überrascht. In endloser Ausdehnung erstreckt sich die Einöde, ohne eine Spur ordnender Menschenhand, ohne einen Stein, eine Linie, die eine Grenze oder ein Besitzthum bezeichnen. Das Land ist, wie die Luft, wie das Meer Gemeingut, ohne Eigenthümer, und werthlos. Doch benutzen die benachbarten Kolonisten die nahen Weidestellen, und auch der Ackerbau dringt in die Steppe ein. Die gewonnenen Produkte können verschifft, und auf fernen Märkten verkauft werden. Auf diese Weise bildet sich die

Rente, die nun auch dem Boden einen Werth giebt. Aber auch ohne Arbeit und Kultur kann der Boden eine Rente geben. Die natürlichen Alpenweiden liefern einen guten Ertrag, und werfen, wenn sie verpachtet werden, einen Zins ab. So kann auch eine Waldung, ein Kohlenlager, eine Jagd- oder Fischerei-Gerechtigkeit verpachtet werden, und dem Besitzer eine Rente bringen. Die Bodenrente hängt also im Allgemeinen von der Menge und dem Preis der Produkte ab, welche der Boden liefert.

Nach Ricardo und Malthus erklärt sich die Entstehung der Rente aus dem Unterschied der Bodenarten. In den ersten Anfängen der Kultur werden ihrer Theorie zufolge nur diejenigen Ländereien angebaut, die sich durch ihre besondere Fruchtbarkeit und günstige Lage vor den übrigen auszeichnen. Sie entschädigen den Landwirth hinreichend für seine Arbeit und die aufgewandten Kapitalien, werfen aber anfangs keine Rente ab. Erst wenn die Getreidepreise steigen und der Boden zweiter Klasse angebaut wird, kann der Boden erster Klasse einen Ueberschuss über die Kosten liefern, und eine Rente oder einen reinen Gewinn geben. Auf ähnliche Weise entsteht auf dem Boden zweiter Klasse eine Rente, wenn der Boden dritter Klasse unter den Pflug kommt. Und je schlechter überhaupt das Land ist, welches mit der steigenden Kultur angebaut wird, desto höher wird die Rente für die übrigen Bodenarten.

Die Theorie Ricardo's ist sehr populär geworden. Die Erfahrung bestätigt es, dass mit dem Wachstume der Bevölkerung auch der Bedarf an Getreide und anderen Feldfrüchten zunimmt, und dass in Folge höherer Getreidepreise nicht nur die Kultur verbessert wird, sondern auch die minder guten Bodenarten immer mehr unter den Pflug kommen. Eine grosse Verschiedenheit der Ländereien, und

eine gewisse Stufenfolge in der allmäligen Entwicklung der Bodenrente kann also nicht in Abrede gestellt werden. Doch verläuft die Sache in der Wirklichkeit nicht so regelmässig, wie Ricardo annimmt. Schon die Classification der Bodenarten ist in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten eine andere. Auch ist schwer zu begreifen, warum der Landbau unter günstigen Umständen nicht von Anfang an einen Gewinn geben soll, da so manche Grundstücke sogar ohne Kultur einen reinen Ertrag gewähren. Der Unterschied in der Fruchtbarkeit und Lage der Grundstücke kann wohl die Verschiedenheit ihrer Rente, aber nicht die Rente selbst erklären, welche, wie wir oben gesehen haben, von ihrem Ertrag und von den Produktpreisen abhängt.

Bemerkenswerth sind die Einwendungen, welche Carey gegen Ricardo's Theorie gemacht hat. Derselbe erwähnt, dass die Colonisten in seinem Vaterlande nicht die waldbedeckten, aber fruchtbaren Niederungen der Flüsse, sondern die offenen, höher liegenden Gegenden zu ihren Niederlassungen zu wählen pflegen, und dass es also keineswegs der fruchtbare Boden ist, welchen sie vor Allem in Kultur nehmen. Dieser Einwurf beweist, wie weit die Meinungen auseinander gehen können, wenn man über den Sinn der Worte nicht einverstanden ist. Ricardo nennt denjenigen Boden fruchtbar, der bei einem mässigen Aufwand an Arbeit und Kapital einen guten Ertrag liefert. Carey dagegen versteht unter der Fruchtbarkeit des Bodens seinen Reichthum an Humus. Dass die Colonisten, wie Ricardo meint, den Boden vorziehen, der den grössten Vortheil verspricht, ist eine Wahrheit, die auch Carey nicht in Abrede stellen wird.

Ein enger Zusammenhang besteht zwischen der Boden-

rente und dem Werthe der Grundstücke. Das Land wird anfangs wenig geachtet, und steigt erst allmählig mit der Bodenrente im Werthe. Auch der Zinsfuss ist auf den Werth des Bodens von Einfluss. Denn da die Grundstücke ein Gegenstand des Verkehrs sind, und zur Anlage von Kapitalien benutzt werden, müssen sie auch einen ähnlichen Zins, wie die Kapitalien abwerfen. Daher richtet sich der Werth der Grundstücke einmal nach der Rente, die sie geben, und dann nach dem gewöhnlichen Zinsfusse des Landes. Dadurch wird indess der Unterschied, der zwischen den Grundstücken und den Kapitalien stattfindet, nicht aufgehoben.

Den Ertrag der städtischen Grundstücke bildet die Hausmiethe. Sowohl der Miethzins, als auch der Werth der Häuser und Baustellen steht mit deren Lage im Zusammenhange. Dies lässt sich am besten in grossen Städten wahrnehmen. Hier ist in denjenigen Stadttheilen und Strassen, die den Mittelpunkt des Verkehrs bilden, sowohl die Hausmiethe, als auch der Preis der Häuser und Baustellen am höchsten. In den mehr entlegenen Gegenden werden diese Preise niedriger, bis der Werth des Bodens an den Grenzen der Stadt allmählig in den Werth des Ackerlandes übergeht.

Fünfzehntes Kapitel.

Vom Preise.

Ueberall, wo sich eine bedeutende Produktion und eine Mannigfaltigkeit der Industriezweige entfaltet, muss sich ein lebendiger Verkehr unter den Menschen entwickeln. Die Produzenten suchen nicht nur ihre Waaren nach allen Seiten hin zu vertreiben, sie treten auch mit den Summen, die sie durch den Verkauf derselben gewinnen, als Käufer auf, und befördern damit den Absatz fremder Erzeugnisse. Jedes Produkt eröffnet auf diese Weise, wie J. B. Say bemerkt hat, anderen Produkten einen Absatzweg. Die Produzenten unterstützen sich gegenseitig, und der Fleiss und die Wohlfahrt des einen ist ein Vortheil für die übrigen. Auch die Interessen der Völker stehen darnach im genauesten Zusammenhange. Diese Lehre von der Harmonie der Interessen ist zuerst, wie wir eben erwähnten, von Say in seiner Theorie von den Absatzwegen entwickelt, neuerlich aber von Carey und Bastiat weiter ausgeführt worden.

Der Verkehr, welcher durch die Produktion in's Leben gerufen wird, kann von doppelter Art sein. Er besteht theils in der Vermiethung der Arbeiter, in der Verpachtung

der Grundstücke, und in dem Ausleihen von Kapitalien, überhaupt in den Geschäften, von denen wir in den letzten Kapiteln geredet haben. Er besteht aber auch im Umtausch und besonders im Verkauf der Waaren, und mit diesem letzten Zweig des Verkehrs wollen wir uns gegenwärtig beschäftigen.

Kaufen heisst Waaren gegen Geld umtauschen. In den Anfängen der Kultur pflegen verschiedene Waaren, späterhin gemünzte Metallstücke als Geld zu dienen. Sie werden dadurch zum allgemeinen Tauschmittel. Denn Jeder ist bereit das Geld im Verkehr anzunehmen, weil er weiss, dass es andere auch annehmen, und dass daher alle beliebigen Dinge dafür zu haben sind. So erleichtert das Geld den Umsatz der Waaren, ja, es macht den Verkehr in unzähligen Fällen überhaupt erst möglich.

Aber das Geld dient nicht nur als Tauschmittel, sondern es ist auch der allgemeine Masstab des Werthes. Denn da alles für Geld feil ist, so wird der Werth der Dinge, die in den Verkehr kommen, mit dem Werthe des Geldes verglichen, und durch das Geld gemessen. So erhält Alles, was verkauft und gekauft wird, einen bestimmten Geldwerth oder Preis. Denn der Preis ist der Werth der Dinge in Geld.

Die Käufer und Verkäufer der Waaren haben in Ansehung der Preise ein verschiedenes Interesse. Denn die Käufer wünschen billig zu kaufen, die Verkäufer dagegen halten auf hohe Preise. Um diesen Widerspruch in den Meinungen auszugleichen, pflegen die Verkäufer ihre Waaren an einen bestimmten Ort oder Markt zu bringen, wo sich auch die Käufer zahlreicher efinden. Hier wird durch die Menge der Waaren deren Ankauf, und durch die Menge der Käufer deren Absatz erleichtert. Zugleich entsteht

ein Wettstreit unter den Verkäufern, der sie nöthigt, ihre Preise herabzusetzen, wogegen die Concurrenz unter den Käufern letztere geneigt macht, höhere Preise zu bewilligen. Die Folge ist, dass das Angebot von der einen und die Nachfrage von der andern Seite sich einander nähern, bis das Bedürfniss einer der Parteien eine Verständigung über den Preis unter ihnen herbeiführt.

Es ergibt sich aus diesen Bemerkungen, dass die Waarenpreise hauptsächlich von dem Angebot der Produzenten und von der Nachfrage des Publikums abhängen, und so drängt sich die Frage auf, was wir unter dem Angebot und der Nachfrage eigentlich zu verstehen haben. Was zuerst das Angebot betrifft, so sind die Oekonomisten über dessen Bedeutung ziemlich einverstanden. Man denkt dabei allgemein an das Waarenquantum, das zum Verkauf gebracht wird, und von dem die Preise zum Theil abhängen. Denn wenn das Angebot der Waare schwach ist, haben die Preise eine Neigung zum Steigen. Wenn dagegen viele Waaren am Markte sind, wird der Verkauf schwieriger, und die Verkäufer bequemen sich, den Preis herabzusetzen. Dabei giebt es indess eine Grenze, unter die der Preis wenigstens auf die Dauer nicht sinken kann. Der Produzent kann die Waare nicht billiger verkaufen, als die Kosten ihrer Produktion augenblicklich betragen. Er berechnet daher seine Auslagen, die in dem Preise des rohen Materials, in Arbeitslohn, Kapitalzins und in Miethszins zu bestehen pflegen, und sucht darnach den natürlichen Preis der Waare zu ermitteln. Unter diesen Naturpreis kann der Marktpreis nicht sinken, wenn die Produktion nicht stocken soll. Eine Ausnahme machen indess die Produkte der Landwirtschaft, deren Preis, wegen des Unterschiedes der Ernten, weniger von den aufgewandten Kosten, als von dem

Angebot der Produzenten und der Nachfrage der Käufer abhängt.

Während aber unter dem Angebot ein gewisses Waarenquantum verstanden wird, herrschen über die Natur der Nachfrage unter den ökonomischen Schriftstellern keineswegs so deutliche Begriffe. Einige sind der Meinung, dass die Nachfrage hauptsächlich von der Menge und Concurrenz der Käufer abhängig ist. Andere nehmen an, dass besonders die Dringlichkeit der Nachfrage oder des Bedürfnisses über den Preis entscheidet. Endlich soll die Nachfrage, wie von manchen behauptet wird, in dem Waarenquantum bestehen, das die Käufer zu erwerben suchen. Diese verschiedenen Erklärungen enthalten ohne Zweifel manches Richtige, aber sie sind doch weit entfernt, einen deutlichen und bestimmten Begriff von der Nachfrage zu geben.

Wenn wir ohne vorgefasste Meinungen nur die Sache in's Auge fassen, und uns das Verfahren vergegenwärtigen, das die Käufer und Verkäufer gegen einander beobachten, so wird uns die eigentliche Bedeutung der Nachfrage unmittelbar einleuchtend. Denn wie die Verkäufer ihre Waaren auf den Markt bringen und zum Verkauf ausstellen, so erscheinen die Käufer mit ihrem Gelde, um die Waaren zu kaufen. Geld und Waaren stehen sich also im Verkehr gegenüber, und wenn das Angebot in den Waaren besteht, die auf den Markt kommen, so besteht die Nachfrage offenbar in den Geldsummen, die zum Ankauf dieser Waaren bestimmt sind. Und da das Geld im Grunde ebenfalls eine Waare ist, so kann man sagen, dass Angebot und Nachfrage auf demselben Princip ruhen, und nicht wesentlich von einander unterschieden sind. Der Verkäufer bietet seine Waare zum Verkauf aus, aber er verlangt Geld dafür, und

der Käufer verlangt nicht blos die Waare, sondern er bietet auch zugleich sein Geld an. So enthält also das Angebot der Waaren eine Nachfrage nach Geld, und die Nachfrage nach Waaren ist mit einem Angebot des zu ihrem Ankauf erforderlichen Geldes verbunden.

Die Wahrheit dieser Erklärung der Nachfrage wird vielleicht noch mehr in die Augen springen, wenn man sich erinnert, dass der Kauf eigentlich nur eine Art Tausch ist. Denn beim Tausche zeigt sich die Verwandtschaft zwischen dem Angebot und der Nachfrage am deutlichsten. Man vergegenwärtige sich nur die Geschäfte, wie sie auf der bekannten Messe von Nischni-Nowgorod, wo der Baratthandel noch gebräuchlich ist, abgeschlossen werden. Angebot und Nachfrage regeln auch hier den Werth der Erzeugnisse, aber sie vertheilen sich nicht auf verschiedene Personen. Der sibirische Kaufmann bietet seinen Thee an, und will dafür wollene oder baumwollene Zeuge umtauschen, und der Europäer, der den Thee verlangt, bietet umgekehrt sein Tuch zum Tausche an. Man kann in diesem Falle nicht sagen, dass das Angebot von Seiten der einen und die Nachfrage von Seiten der anderen Person ausgehe, da beide Personen ihre Waaren anbieten. Dem Angebot des Thees steht ein Angebot des Tuchs gegenüber, und was wir Angebot und Nachfrage nennen, ist daher im Grunde nur ein doppeltes Angebot.

Diese Betrachtungen gelten aber nicht blos vom Tausche, sondern sie finden eben so wohl auch auf den Kauf Anwendung. Dem Angebot des Verkäufers tritt hier das Angebot oder das Gebot des Käufers gegenüber. So wird die Waare beim Kaufe mit dem Gelde verglichen, und in Folge gegenseitiger Uebereinkunft bildet sich der Preis, der Geld und Waare in einem gemeinsamen Begriffe vereinigt.

Man wird vielleicht gegen die Erklärung, die wir hier von der Nachfrage gegeben haben, einwenden, dass sie mit dem Sprachgebrauch nicht übereinstimmt, denn dem Wortlaute nach ist die Nachfrage nichts als eine Willensäußerung. Wir können dies zugeben und finden auch nichts an dem Ausdrücke zu tadeln, da die Nachfrage nach Waaren wirklich mit dem Angebot des Geldes verbunden ist. Doch dies Angebot ist die wesentliche Bedingung, die der Nachfrage vorausgehen muss. Schon A. Smith war der Meinung, dass der Wille allein keinen Einfluss auf die Preise ausübt, und dass eine wirksame Nachfrage erst möglich ist, wenn sich in den Händen des Käufers die zum Ankauf der Waaren erforderlichen Mittel befinden, und dieser Gedanke hat auch allgemeinen Beifall gefunden. Doch der berühmte Gelehrte ist damit auf halbem Wege stehen geblieben. Vielleicht wurde er durch die Rücksicht auf den Sprachgebrauch abgehalten, seine Ansicht weiter zu verfolgen, und die Mittel, die der wirksamen Nachfrage zu Grunde liegen müssen, rein ins Auge zu fassen.

Wir haben bisher von der Natur des Preises gesprochen, und wollen nun noch einige Worte über die verschiedene Bedeutung des Marktes hinzufügen. In der Regel wird unter dem Markte der Platz oder der Ort überhaupt verstanden, wo die Waaren verkauft werden, allein im Geschäftsleben pflegt man ihm eine weitere Bedeutung beizulegen. Wenn von dem Markte des Zuckers, des Kaffees oder der Baumwolle die Rede ist, so denkt man nicht immer an bestimmte Börsenplätze, sondern man hat dabei nicht selten das gesamte Gebiet im Auge, wo die Waare ihren Absatz findet. So haben die Produkte der Kolonien ihren Markt hauptsächlich in Europa, und der Markt der euro-

päischen Fabrikwaaren erstreckt sich über alle Theile der bewohnten Erde.

Fassen wir den Markt in diesem weiteren Sinne, so besteht er in einer Anzahl einzelner Märkte, die der Verkehr unter einander verbindet. Der Ausgangspunkt liegt in den Erzeugungsländern. So entspringt der Kaffeehandel in Westindien, Brasilien, Java, überhaupt in den Ländern, wo der Kaffee gewonnen wird, und sein Preis auf den dortigen Märkten ist von den Erzeugungskosten, von dem Ausfall der Ernten und der Nachfrage abhängig. Thätige Hände bringen den Kaffee nach London, Amsterdam, Hamburg, Bordeaux und nach andern Handelsplätzen Europas, und der Preis, zu dem er hier verkauft wird, richtet sich nach dem Einkaufspreis in den Tropenländern, nach den Transportkosten, den Zöllen und andern Spesen, nach den Gewinnzuschlägen der Kaufleute und dem wechselnden Verhältniss zwischen dem Angebot und der Nachfrage an diesen Plätzen. Von Hamburg oder Bremen geht die Waare nach Berlin und Leipzig, nach Köln, Frankfurt und manchen andern Plätzen, und verbreitet sich weiter über die kleineren Märkte des innern Landes. Diese Vertheilung der Waare ist von einer verhältnissmässigen Steigerung ihres Preises begleitet, und so sind die Preise auf den kleineren Märkten und im Detailhandel überhaupt von den Preisen in den grossen See- und Handelsplätzen und in den Produktenländern abhängig. Dieses Gesetz, das die Preise zwischen den verschiedenen Märkten regelt, gilt nicht blos für die tropischen Erzeugnisse, sondern findet nicht minder auch auf die europäischen Erzeugnisse Anwendung.

Wenn es daher auch bei einer flüchtigen Betrachtung den Anschein hat, dass die Preise mehr von den Einge-

bungen der Willkühr und von zufälligen Umständen abhängen, so lehrt doch die Erfahrung das Gegentheil. Der Markt in dem ausgedehnten Sinne, wie wir ihn hier aufgefasst haben, besteht eigentlich in einem mehr oder minder ausgedehnten System von Märkten, die der Verkehr unter einander verbindet. Auch die Waarenpreise auf diesen verschiedenen Märkten stehen im genauesten Zusammenhange, und entwickeln sich, wie gesagt, nach festen und bestimmten Gesetzen.

Sechszehntes Kapitel.

Allgemeine Theorie des Reichthums.

Der Reichthum fällt, wie wiederholt bemerkt wurde, seiner Natur nach mit dem Eigenthum oder Besitz zusammen. Doch der Besitz ist keine feste Grösse, sondern manchen Wechselfällen ausgesetzt, und in seinem Werthe von der grösseren oder geringeren Wahrscheinlichkeit dieser Wechselfälle abhängig. Von der andern Seite ist der Reichthum nicht auf den gegenwärtigen Besitz beschränkt, sondern auch auf Gegenstände ausgedehnt, deren künftiger Erwerb in Aussicht steht. Denn wie jede drohende Gefahr einen augenblicklichen Verlust zur Folge hat, pflegt auch ein wahrscheinlicher Gewinn schon als wirklicher Besitz zu gelten. Der Reichthum ist also vielfach von den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung abhängig, und mit dieser Eigenschaft des Reichthums wollen wir uns im gegenwärtige Kapitel beschäftigen.

Die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses wird bekanntlich durch einen Bruch ausgedrückt, dessen Zähler durch die Zahl der diesem Ereigniss günstigen Fälle, und dessen Nenner durch die Zahl aller in Bezug auf das Ereigniss überhaupt möglichen Fälle bezeichnet wird. Wenn in einer Urne drei weisse und sieben farbige Kugeln enthalten sind,

so ist die Wahrscheinlichkeit, eine weisse Kugel aus der Urne zu ziehen, $\frac{3}{10}$. Ebenso ist die Wahrscheinlichkeit, mit einem Würfel eine 5 zu werfen, $\frac{1}{6}$, und die Wahrscheinlichkeit, die beiden Zahlen 5 und 6 mit zwei Würfeln zu werfen, $\frac{1}{8}$.

Wenn die Zahl der günstigen Fälle zunimmt, so wird der Zähler des Bruchs und die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses grösser. Nehmen wir an, dass 5 weisse und 5 farbige Kugeln in der Urne befindlich sind, so ist die Wahrscheinlichkeit, eine weisse Kugel zu ziehen, $\frac{5}{10}$ oder $\frac{1}{2}$, und ebenso gross ist die Wahrscheinlichkeit für die farbigen Kugeln. Steigt die Zahl der weissen Kugeln noch mehr, so wird es wahrscheinlicher, dass man eine weisse, als dass man eine farbige Kugel ziehe, und diese Wahrscheinlichkeit ist es, der man im gewöhnlichen Leben den Namen der Wahrscheinlichkeit beilegt. Wenn endlich nur weisse, und gar keine farbigen Kugeln in der Urne enthalten sind, so ist die Wahrscheinlichkeit, eine weisse Kugel zu ziehen, $\frac{10}{10}$ oder 1. In diesem Falle ist die Wahrscheinlichkeit zur Gewissheit geworden, und die Zahl 1 ist also der mathematische Ausdruck der Gewissheit.

Wenn der Eintritt eines Ereignisses mit dem Gewinn irgend einer Geldsumme verbunden ist, so ist die Wahrscheinlichkeit dieses Gewinns ein Produkt aus der Wahrscheinlichkeit des Ereignisses und aus der zu erwartenden Geldsumme. Man nennt dieses Produkt die mathematische Hoffnung. Wer mit der Wahrscheinlichkeit $\frac{1}{6}$ eine Summe von 300 Thalern gewinnen kann, der besitzt eine mathematische Hoffnung von $\frac{1}{6} \times 300$ oder von 50 Thalern. Oder setzen wir den Fall, dass eine Summe von 10,000 Thalern bei ganz gleichen Aussichten unter 100 Personen verloost wird, so beträgt die Wahrscheinlichkeit des Gewinns für

die einzelne Person $\frac{1}{100}$, und die mathematische Hoffnung $\frac{1}{100} \times 10,000$ oder 100 Thaler. Wäre die Zahl der Loose auf 10 beschränkt, so würde der Werth eines einzelnen Looses 1000 Thaler betragen. Wenn endlich alle Loose in einer Hand sind, und also die Wahrscheinlichkeit des Gewinns gleich 1 wird, so ist der Inhaber der Loose offenbar Eigenthümer der zu verlosenden Geldsumme. Die Gewissheit des Gewinnes, mit andern Worten, ist mit dem Besitze identisch, und die Zahl 1 kann daher als der allgemeine Ausdruck des Besitzes oder des Reichthums überhaupt betrachtet werden.

Wenn das Lotteriespiel am klarsten zeigt, dass die mathematische Hoffnung einem wirklichen Werth oder Besitze gleich zu achten ist, so liefert doch auch das gewöhnliche Geschäftsleben manche Belege zu diesem Grundsatz. So lange ein Schiff auf offener See schwebt und Havarie leiden kann, ist der Eigenthümer desselben nicht Besitzer seines vollen Werthes. Angenommen, dass von 100 Schiffen 98 glücklich ankommen, so kann der Besitzer eines Schiffes A sich im Grunde nur als Besitzer des Werthes von $\frac{98}{100} A$ betrachten, da er die übrigen 2 Procent auf die Versicherung seines Schiffes verwenden muss.

Es ist nicht immer möglich, die Wahrscheinlichkeit eines Gewinnes mit Genauigkeit anzugeben, und dann entzieht sich die mathematische Hoffnung der Berechnung. Höchstens lässt sich in dergleichen Fällen eine Vermuthung über den in Aussicht stehenden Gewinn aussprechen. Doch auch eine Vermuthung dieser Art ist nicht ohne Wirkung im Geschäftsverkehr. Wenn von einem Grundstück mit einigem Grunde vermuthet werden kann, dass es reiche Kohlenlager in sich schliesst, so ist dies nicht ohne Einfluss auf den Preis, der ihm im Verkehre beigelegt wird.

Man hört häufig die Behauptung aussprechen, dass dieser oder jener Staat bedeutende, natürliche Reichthümer besitze. So rühmt man die ausserordentlichen Hülfquellen Oestreichs und Russlands, wie die natürlichen Reichthümer der vereinigten Staaten und des südlichen Amerikas. Diese Länder besitzen grosse unbebaute Bodenstrecken, sie sind reich an Wäldern, stehenden und fliessenden Gewässern und an verborgenen unterirdischen Schätzen. Die Benutzung aller dieser Hülfquellen gehört freilich der Zukunft an. Man kann aber doch nicht in Abrede stellen, dass sie darin schon jetzt eine Art mathematischer Hoffnung und also einen wirklichen Reichthum besitzen, den sie ohne das Dasein dieser Erwerbsquellen entbehren würden.

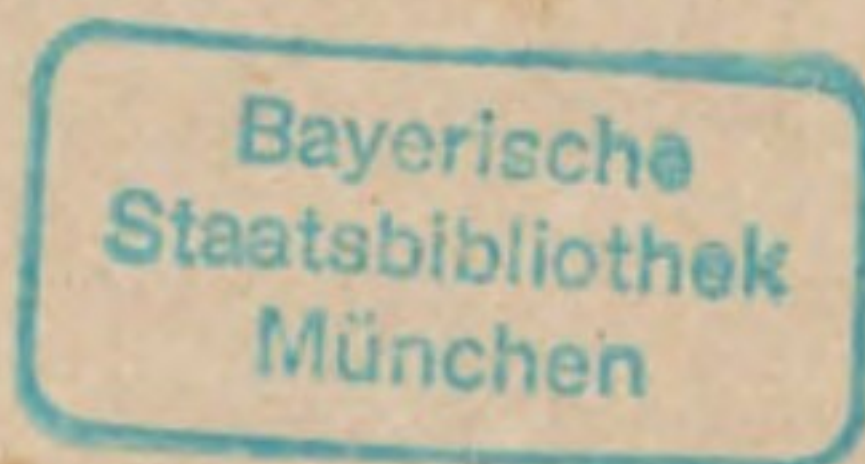
Ehe wir schliessen, sei es uns erlaubt, noch einmal auf die Bedeutung hinzuweisen, welche die Bevölkerung eines Landes für die politische Oekonomie besitzt. Nicht genug, dass die Bevölkerung einen wichtigen Bestandtheil des Volksvermögens bildet, so sind auch die geistigen und moralischen Eigenschaften derselben auf die Entwicklung des gesammten Nationalreichthums von grossem Einfluss. Denn ein Land mit seinen natürlichen Hülfsmitteln hat in der Hand eines fleissigen, intelligenten, nüchternen und ordnungsliebenden Volksstammes ohne Zweifel einen höheren Werth, als im Besitze ungebildeter Naturvölker. Alle Blätter der Geschichte lehren, dass die natürlichen Reichthümer unserer Erde erst durch die Civilisation aufgeschlossen werden. Die Erfindung einer Maschine, die Entdeckung neuer technischer und chemischer Processe ist geeignet, neue Quellen des Erwerbes zu erschliessen, und stellt den gebildeten Völkern einen ungeahnten Zuwachs ihres Reichthums für die Zukunft in Aussicht.

Wir gelangen damit zu Betrachtungen, die uns über

den materiellen Charakter des Reichthums hinausführen, und auf eine höhere Bedeutung desselben hinweisen. Es ist die moralische Kraft des Menschen, die den Nationalreichthum begründet, und der Volkswirthschaft die ungewöhnliche Bedeutung verleiht, die sie in den modernen Staaten erlangt hat. Obgleich wir also die immateriellen Güter in dem bisherigen Sinne verwerfen müssen, wird man uns doch wohl von dem Vorwurfe einer materiellen Auffassung der politischen Oekonomie freisprechen.

Und es giebt noch einen andern Grund, welcher uns zu dieser Hoffnung berechtigt. Denn der Reichthum besteht ja nach unserer Meinung nicht in den materiellen Dingen selbst, sondern in dem Eigenthum an diesen Gegenständen. Er besteht nicht in Sachen, sondern in dinglichen Rechten. Kann man aber einer Theorie, die in dem Nationalreichthum nur eine Summe von Rechten sieht, und dem Menschen die Achtung dieser Rechte zur Pflicht macht, die Anerkennung einer idealen Richtung versagen?

~~~~~88~~~~~





den natürlichen Charakter des Menschen zu verstehen und  
auf seine höhere Bestimmung hinzuwirken. Der Mensch  
besteht in Kraft des Menschen, der den Naturzustand  
übersteigt, und der Welt widersteht die innerweltliche  
Existenz verleiht, die in den natürlichen Zustand  
übersteigt, also die innerweltliche Existenz verleiht.  
Der Mensch wird nicht nur durch die Natur, sondern  
auch durch die Vernunft, eine geistige Existenz, die  
den Naturzustand übersteigt.

Und es gibt auch einen anderen Zustand, welcher  
in dieser Hinsicht betrachtet. Denn der Mensch  
besteht in nach unserer Meinung nicht in dem natürlichen  
Zustand, sondern in dem künftigen in diesem Leben  
steht. Er besteht nicht in Sachen, sondern in Dingen.

~~~~~  
Druck von G. Bernstein in Berlin.
~~~~~

~~~~~  
Der Mensch ist ein Geist, der in dem Leben
steht. Er besteht nicht in Sachen, sondern in Dingen.
~~~~~











Besser, Moritz Konrad

Neue Principien der politischen Oekonomie

Berlin 1868

Cam. 10 In

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10388208-6